No. 6. 4. Jahrgang. Berlin, 8. Februar 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Die Juden in Rumänien.

Der bekannte österreichische Abgeordnete Dr. J. S. Bloch hat an die italienischen Abgeordneten einen Brief und ein Memorandum gerichtet, in welchem er die italienische Kammer zu einer Kundgebung auffordert gegen die Verfolgungen und die Ungerechtigkeit, welche die Juden in Rumänien zu erleiden haben. Bloch erinnert zuerst an die Kundgebung der italienischen Kammer zu Gunsten der von den Ungarn unterdrückten Rumänen in Siebenbürgen. Es steht fest, daß die rumänische Nationalität in Ungarn mit Gewalt niedergehalten wird, weil die Ungarn in ihrem Staate keinen anderen Volksstamm aufkommen lassen wollen. Es steht aber ebenso fest, daß die Juden im Königreiche Rumänien ganz in derselben Weise oder vielmehr noch viel heftiger bedrückt und verfolgt werden. Die eine Frage hat aber mit der anderen gar keinen Zusammenhang, und beide müssen durchaus gesondert betrachtet werden.

Bloch weist in seinem Briefe an die italienischen Abgeordneten (der noch nicht die Presse verlassen hat) nach, daß sogar in Rußland die Juden besser und menschlicher behandelt werden, als in Rumänien. Er fährt dann fort:

In Rumänien werden, unter Außerachtlassung des Völkerrechtes und der Gesetze, unter Umgehung der Bestimmmungen des Berliner Vertrages und unter Verhöhnung aller Menschheitsideale, Hunderttausende meiner Glaubensgenossen in der grausamsten Weise unterdrückt und verfolgt. Seit den Zeiten des Antiochos Epiphanes sahen meine Glaubensgenossen nicht mehr so traurige Tage, wie gegenwärtig die Juden in Rumänien.

Auch für die Italiener gilt ja die Mahnung, die der jüdische Gesetzgeber an seine Stammesgenossen richtete: „Erinnert Euch an unsere Sklaverei in Egypten!" Lange, sehr lange mußte das italienische Volk warten, bis seine Träume von Unabhängigkeit, von Gerechtigkeit, von Recht und von Freiheit Wirklichkeit wurden; es wird daher sehr wohl die Schmach und die Qualen derjenigen begreifen, deren menschliche Würde von den Rumänen mit Füßen getreten wird.

Muß ich die Leiden meiner rumänischen Glaubensgenossen ausführlich schildern? Söhne des Landes, nützliche und pflichteifrige Bürger, wurden sie als Fremde gebrandmarkt, damit man ihnen jeden gesetzlichen Schutz entziehen könne. Diesen „Fremden" wurde weder die Ausübung der Advokatur gestattet (Gesetze vom 6. Dezember 1864 und vom 8. Juni 1884), noch die Ausübung der ärztlichen Thätigkeit (Gesetze vom 3. April und vom 30. Juli 1885), noch die Zulassung zu den geringsten Dienstleistungen in den Apotheken (Dekret vom 3. November 1882), noch der Vertrieb von alkoholischen Getränken (Gesetze vom 1. April 1873 und vom 13. März 1886) u. s. w. u. s. w.; ebensowenig wie das Vermittlergeschäft (Gesetz vom 14. Juni 1886).

Zu Boden gedrückt durch die schwerwiegenden Steuerlasten und in noch größerem Maße als ihre christlichen Volksgenossen, sind sie von allen Wahlrechten ausgeschlossen, sogar von dem für die Handels- und Gewerbekammern. Die Verfolgungssucht verschont nicht einmal das jugendliche Alter; um die Zukunft der heranwachsenden Generation zu vernichten, verbietet man ihr den Besuch der nationalen Erziehungsanstalten, der Normal- und Volksschulen (Gesetz vom 9. April 1893). Dessen ungeachtet zwingt man diese „Fremden", Heeresdienste zu thun, wie die rumänischen Bürger; sie sind also verpflichtet, das Vaterland und seine ungerechten Gesetze zu verteidigen, und während sie die Soldatenuniform tragen, lächelt ihnen nicht einmal die Hoffnung auf Beförderung, ja es ist ihnen sogar untersagt, als Einjährig-Freiwillige zu dienen (Gesetz vom 21. November 1882). Der im Kampfe mit dem Feinde bewiesene Heldenmut schützt die Aermsten durchaus nicht vor dem Ausweisungsbefehle, und es kommt oft vor, daß sie, aus dem Felde zum heimischen Herde zurückgekehrt, weggejagt werden wie Vagabunden und ohne Heimat, ohne Haus bleiben.

Die Verwaltungsbehörden begehen gegen die Juden gradezu unerhörte Verbrechen. Auf Grund eines ministeriellen Befehls, dessen Inhalt falsch ausgelegt wurde, verjagte man die Juden mit Weib und Kind aus ihren Vierteln und Geburtsorten: Männer, deren Familien sich seit länger als 50 Jahren das Heimatsrecht in Rumänien erworben, und die bereits ihre Militärpflicht genügt hatten und alle ihre Pflichten gegen den Staat und die Gemeinde praktisch erfüllten, wurden ebenso vertrieben wie Familienväter, deren Söhne in den Kämpfen um die Unabhängigkeit Rumäniens gefallen sind. Aber es kommt noch schlimmer! In direktem Gegensatze zu dem Geiste und dem Inhalte jenes Befehls wurde den Kindern der weitere Aufenthalt in Rumänien ge-

stattet, während ihre Eltern, die von dem Verdienste dieser Kinder lebten, als „staatsgefährlich" weggejagt wurden. Man hat in Rumänien für die Juden eine neue Form der Austreibung gefunden, eine neue Art von Zuweisung eines Zwangswohnsitzes. Gegen schwache Greise, Frauen und Kinder läßt man die Kavallerie los, und das armselige Hab und Gut dieser Leute wird geplündert oder dem Erdboden gleich gemacht; ohne Mitleid und Erbarmen zwingt man diese Parias der Gesellschaft, ihre Heimat zu verlassen und nach Bezirken auszuwandern, wo sie weder Bekanntschaften noch Beziehungen haben und elend zugrunde gehen müssen, während Soldaten, Polizeibeamte und Gemeindebediener die Beute untereinander verteilen.

Von dieser unmenschlichen Verfolgungssucht bietet einen klassischen Beweis die Rede, die der Minister Carp am 16. Februar 1893 in der Kammer der Abgeordneten hielt. Mit Schaudern erfuhr man von ihm, „daß die rumänische Regierung Unschuldige in die Donau werfen ließ", weil sie zu derselben Rasse gehörten, wie die Verfasser des alten Testaments.

Ich bin nur das Sprachrohr für das Elend eines Volkes, dem keine Partei ihr Mitleid versagen kann, und ich spreche nur im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit, und im Namen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit richte ich die Bitte an Euch, verehrte Kollegen, an Euch, Vertreter des italienischen Volkes im Parlamente, nicht zu vergessen das Elend, in welchem meine rumänischen Glaubensgenossen schmachten, und ich hoffe, daß Ihr zugleich mit Euerer Sympathiekundgebung für das rumänische Volk dem Wunsche Ausdruck verleihen werdet, daß dieses Volk den in Rumänien geborenen Juden, d. h. den Rumänen jüdischer Konfession, die ihnen zukommenden Rechte verleihe. —

Das Memorandum, das dem Briefe folgt, giebt ausführlich die Denkschrift wieder, die die rumänischen Juden an den König Carol gerichtet haben, ferner die verschiedenen Gesuche an die Minister und die herrliche Rede des Ministers Peter Carp zu Gunsten der Juden in Rumänien; trotz dieser Rede ist aber die Lage der rumänischen Juden bis heute dieselbe, tieftraurige geblieben.

Für die „alten Jungfern!"

Eine alte Jungfer! Nicht wahr, das ist etwas zum lachen? Das ist etwas Urkomisches, eine ununterbrochene Quelle der Heiterkeit für Anekdotenjäger, Karikaturenzeichner und Lustspieldichter. Und wenn ihr näher zuseht, so werdet ihr finden, daß ihr über die allertraurigste Sache der Welt gelacht habt, daß ihr über das Unglück gelacht habt, über den Schmerz, die Trauer und die Trostlosigkeit der Einsamkeit. —

Die Katholiken haben ihre Klöster, die Protestanten ihre weltlichen Stifte, wohin sich ein müdes, altes Wesen zurückziehen kann, um seine Tage, vor der Not und dem Hohn der Welt geschützt, zu beschließen. Wir Juden, die wir auf unsere Humanität so stolz sind, daran haben wir ganz vergessen und diese Vergeßlichkeit rächt sich grausam an tausenden und abertausenden unglücklicher Wesen, die ohne Schutz, ohne Heim, ohne Familienzusammengehörigkeit dahinsiechen. Wundert ihr euch noch, wenn der Neid über das Glück anderer, die geliebte Gattinnen und Mütter sind, in mancher Mädchenseele seine Stätte findet, und das gepreßte Herz sich in hämisch-spitzen Bemerkungen Luft macht? Es wäre fürwahr zu verwundern, wenn es anders wäre. —

Die Zeiten sind schwer. Die soziale Frage rüttelt mit Ungestüm an den Grundfesten der modernen Gesellschaftsordnung. Der Fabrikant kämpft einen Konkurrenzkrieg bis aufs Messer, er muß den Lohn der Arbeiter bis auf das Existenzminimum herabdrücken, selbst einem eisernen Lohngesetz unterworfen. Der Militarismus verschlingt die besten Kräfte des Staates. Der Staat muß die Steuerschraube anziehen und die schwere Hand des Fiskus legt sich verteuernd auf die wichtigsten und unentbehrlichsten Bedarfsartikel. Wer unter solchen Zeitverhältnissen eine Ehe schließt, wird sichs doppelt überlegen. „Wir sind gesund — Gott wird uns helfen" sagte man früher und schritt zum Ehebunde. Der Erwerb kam oft späterhin und so ganz von selbst. Man hatte die Wahl, diesen oder jenen Berufszweig zu ergreifen, sprang auch oft rasch genug von einem zu dem andern über. Es ist anders geworden.

Der Angestellte findet unendlich schwer einen Platz, denn die Konkurrenz ist zu groß. Wer nun ein Haus und eine Familie gründen will, ist mehr als je darauf angewiesen, ein begütertes Mädchen zu freien, denn die Mitgift nimmt ihnen beiden einen großen Teil der Lebenssorgen ab.

„Wenn sich nichts mit nichts verbindet,
Ist und bleibt die Summe klein;
Wer bei Tisch nur Liebe findet,
Wird nach Tische hungrig sein."

singt der alte Rocco sehr weise im „Fidelio", welcher das Hohelied der ehelichen Liebe und der Gattentreue ist. Das ist schrecklich banal und klingt für romantische Gemüter erstaunlich prosaisch und nüchtern. Aber deswegen ist es nicht minder wahr. Die notwendige Folge von dem allen ist, daß immer weniger Ehen geschlossen werden, daß es immer weniger glückliche Ehen giebt, denn mit den Nahrungssorgen stellen sich zu allermeist auch die häuslichen Zwistigkeiten ein.

Der Ausblick in die Zukunft ist noch trostloser. Es wird voraussichtlich immer weniger Ehen geben, weil die Verhältnisse von Tag zu Tag düsterer und schwieriger sich gestalten.

Die Zahl der alten Mädchen muß ungeheuer anwachsen. Mögen sie als Lehrerinnen wirken oder mit fleißiger und geschickter Nadel in die Nacht hinein beim Lampenlicht schaffen oder den flinken Stift der Stenographie führen oder als Buchhalterinnen sich über große Geschäftsbücher neigen, — es kommt der Tag, wo ihre Kräfte sie verlassen, wo die Hand zittert, das Auge geschwächt ist — — mit Schrecken sieht das Heer dieser unversorgten Mädchen das Alter herannahen. Kein Heim, keine Familie, kein Dach. Selbst für Töchter aus wohlhabenden Familien, die nicht geneigt sind, dem „Erstbesten" die Hand zu reichen, muß eine Zufluchtsstätte, ein Heim geschaffen werden.

Und darum möge ein in der „Oesterr. Wochenschr." für die Gemeinde in Wien gemachter Vorschlag auch in Berlin Beachtung finden, ein Vorschlag, der kurz lautet:

Ein Heim für unverehelichte, jüdische Mädchen soll ins Leben gerufen werden! Das fernere Wie

und Wo überlassen wir vorläufig der reiflichen Ueberlegung unserer berufenen Faktoren. Hier findet die jüdische Nächstenliebe eine große Aufgabe vor, ein brachliegendes Feld. Helfet, rettet, legt Hand an, es gilt ein Werk der Menschlichkeit. Jede Frau, die sich ihres Gatten, und jede Mutter, die sich ihrer blühenden Kinderschar erfreut, gedenke derer, die dieses größte Glück des Weibes entbehren müssen, und jeder, der menschlich zu fühlen und zu denken in unserer rauhen Zeit nicht verlernt hat, trage sein Schärflein bei!

Etwas vom biblischen Geschichtsunterricht.

Von Rabbiner Dr. Ludwig A. Rosenthal, Rogasen.

I.

Herr M. Abraham-Kettwig hat in dankenswerter Weise in voriger Nummer eine wichtige Frage, die des biblischen Geschichtsunterrichts, zur Erörterung gebracht. Es würde ihm wenig Ehre erwiesen werden, wenn seine Anregung so sang- und klanglos entgegengenommen würde, und er hat gewiß nicht darauf gerechnet, widerspruchslos seine Auffassung angenommen zu sehen.

Zunächst wollen wir die Punkte hervorheben, in denen wir mit ihm übereinstimmen: Geeignete Stoffauswahl und wichtige sprachliche Behandlung, wie beständige Verwertung des Gebotenen zur Erweckung sittlich-guter Triebe im Kinde. Wir fügen noch hinzu: Anhänglichkeit an das Judentum und seine Satzungen soll durch die biblischen Erzählungen wie von selbst hervorgerufen werden. Wenn Herr Abraham dies in seinem ersten Artikel (nur dieser liegt uns vor) nicht als besonderes Ziel ausgesprochen hat, so liegt es doch an sich selbst in seinen Ausführungen und kann als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

Die von ihm unter dem Striche angeführten Mißhandlungen der deutschen Sprache in manchen Lehrbüchern sind unverzeihlich und können nicht genug gerügt werden. Das schließt aber nicht aus, daß trotz freier, sinngemäßer Wiedergabe derartiger Ausdrücke das Ganze der Darstellungsweise der Schrift angepaßt sei. Grade dem Kindesherzen sagt diese einfache, herzliche Zeichnung der Thatsachen besonders zu, während in den willkürlichen Wiedergaben, wie sie viele Lehrbücher bringen, grade das für dieses Alter so Fesselnde und Reizvolle einer trockenen oder redensartreichen Darstellung gewichen ist. Außerdem ist es für den Schulmann, der sein ganzes Fach kennt, von Wichtigkeit, den Ausdruck des später zu lehrenden Pentateuch schon auf dieser Altersstufe dem Gedächtnisse unwillkürlich eingeprägt zu haben. Weshalb auf diesen Vorteil verzichten, zumal er nicht einmal durch Auswendiglernen erzwungen zu werden braucht? Das Kind behält nämlich zumeist die Ausdrucksweise bei, in der der Lehrer die Erzählung vorgetragen hat. Zum Theil hat das Herr Abraham auch ausgesprochen und dabei sogar den Gebrauch des Lehrbuches dazu vorausgesetzt. Stehen wir da so weit voneinander?

Nun kommt die Kehrseite, wo Herr Abraham bei seinem redlichen Wollen zu weit geht. „In einem Schulbuche darf nur Sicheres stehen, sonst ist Gefahr vorhanden, daß man das Kind einen Irrtum als Wahrheit lernen läßt: ihm für die Zukunft das richtige Verständnis verbaut.“ Dabei stellt er die Frage, ob auf das „Werde“ sofort oder nach längerer Zeit die Welt entstanden ist, ob die Zeitrechnung der Bibel stimmt, als eine offene dar. Mit diesen Verhältnissen soll nach seiner Ansicht der Verfasser eines solchen Buches rechnen.

Herr Abraham wird wohl wissen, daß derjenigen Wissenschaft, die er im Auge hat, bis etwa auf die Zeiten des Amos, alles eine offene Frage ist. Soll man also dem Kinde nichts beibringen, wogegen es später Zweifel könnte äußern hören, so müßte der Inhalt der Bibel bis mindestens zur Zeit des zweiten Jerobeam ihm verborgen bleiben. Und wie steht es in jenen wissenschaftlichen Kreisen mit der Frage der Schöpfung, ja, des Gottesgedankens selbst? Und woher weiß Herr Abraham, daß nicht ein anderer diese gefährlichen Folgerungen zieht, die ihm weit fern liegen? Grundsätze haben eine zweischneidige Schärfe und ihre Anwendung geht viel weiter, als man zuerst geahnt hat. Sagt Herr Abraham nun mit Recht: Soweit gehe ich nicht; so ist es notwendig, sich zu vergewissern, daß nicht andere sich das Recht nehmen, weiter zu gehen. „Was haben geographisch-geologische Fragen mit dem Religionsunterricht zu thun?“ Ausgezeichnet! Ganz meine Meinung! Die Schöpfungsgeschichte befaßt sich auch mit solchen Fragen nicht. „Es wird keinem Kinde einfallen, die Schaffung der Welt durch Gott in Zweifel zu ziehen.“ Bis zu der geplanten Behandlung des vierten Gebotes wird es nichts davon wissen, und kommt nicht später der Zweifel?

Herr Abraham weiß mit der Schöpfungsgeschichte und noch anderen Urerzählungen erziehlich nichts anzufangen. Bisher hat man das wohl gewußt. Stelle man sich doch das sechsjährige Kind nicht so beschränkt vor! Es lauscht diesen Erzählungen mit großer Spannung; es begreift sehr wohl, daß in der Schöpfung die Allgüte und Allweisheit Gottes (in der Reihenfolge des Geschaffenen), die Absicht, daß immer besseres hervorkomme, daß alles immer besser werde, sich kundthut. Grade indem die Schöpfung zuerst erzählt wird, erkennt das Kind vor allem, daß alle sichtbaren Dinge Gottes Eigentum sind. Gestalten wie Kain sind ihm Gegenstände des Mitleids, und von Cham muß es Verehrung gegen Eltern lernen. Und soll mit der Sündflut ihm die Gestalt Noas verloren gehen? Dem ersten Menschenpaare im Eden gegenüber bewegt Freude und nachher bitterer Schmerz über das durch Ungehorsam Verlorene sein Gemüt. In welchen anderen Lehrbüchern sind so menschlich tiefe und doch dem Kinde so vertraute Saiten angeschlagen? Wir sind auf dem besten Wege, durch Verbannung dieser Vorteile ein Hauptmittel zur Erziehung aus der Hand zu geben, durch welches ich z. B. die besten Wirkungen zu erzielen glaube.

Uns sind häufige Konferenzen über diese Gegenstände nötig, worüber die Ansichten so weit auseinander gehen können; häufige gemeinschaftliche Lehrproben, wobei die Grundsätze sofort geprüft werden können. Grade die Notwendigkeit unserer Erörterungen deutet auf dieses Bedürfnis hin.

(Schluß folgt.)

Dr. Adolf Jellinek.

Gedenkblatt zum ersten Jahrzeitstage.

Von Dr. Julius David, Preßburg.

V.

Große und unvergängliche Verdienste erwarb sich Dr. Jellinek als mutiger Vorkämpfer des Judentums nach außen,

indem er 48 Jahre rabbinischer und schriftstellerischer Thätigkeit dem Kampfe für Israels Freiheit und Recht widmete und es gegen Angriffe und Anklagen, mit denen es die Feinde überfielen verteidigte. Hier stritt und kämpfte er unermüdlich und unerschrocken, nicht nur mit dem schneidigen Schwerte seines Mundes, sondern noch mehr mit der spitzigen Lanze seiner polemischen Feder.

Sein Volk wollte er frei und unbeengt wissen. Wie das Losungswort Moses und Ahron's an Pharao lautete: „Laß mein Volk ziehen, damit es mir diene“, so war seine immer wiederkehrende Parole die öffentliche und entschiedene Forderung: nehmet allenthalben den Druck von meinem Stamme und lasset ihn frei in seinem Glauben, in seinem Gottesdienste und seinen Bewegungen. Frei, gleichberechtigt und geehrt wollte er seinen Stamm wissen, und sprach offen und selbstbewußt von den glänzenden Eigenschaften, die ihm innewohnen, und von den geschichtlichen Sünden, die an ihm begangen wurden und seine Vorzüge verdunkelten und zurückdrängten; der jüdischen Religion wollte er die Erstgeburt gewahrt wissen, und zeigte, wie ihr spätere Religionen ihr Bestes verdanken; dem jüdischen Glauben wollte er Achtung und Anerkennung erringen, und „vernichtete mit dem Hauche seiner Lippen die Bosheit“, und geißelte die Schmähungen und Beschuldigungen, die auf ihn fielen; den Ruhm des jüdischen Schrifttums verkündete er und wies nach, wie es die erhabensten Kulturmomente und Kulturbedingungen in sich trägt und wie es die Zivilisation selbst begründete und förderte, wodurch die Erniedrigung und Verleumdung, mit der man es beschmutzte, von selbst entfiel und zurückgewiesen wurde.

Wenn der Feind, um in der Sprache des ersten Befreiungsliedes zu reden, schnaubend rief: Das Judentum müsse verfolgt und in sein Inneres getroffen werden, Israel müsse eine Beute gieriger Leidenschaften werden, es müsse ein Opfer der Wut, der Rache, des aufreibenden Schwertes und der gewaltthätigen Hand werden — u-berob ge-oncho taharos komecho, da trat er mit seiner Größe und durch die verkündeten Hoheitsgedanken des Judentums die Gegner nieder, zerschmetterte er durch die erhaben klingenden jüdischen Lehren die Widersacher, noschafto be-ruchacho kisomo jom, bedeckte er sie durch sein Geisteswesen mit der gewaltigen Flut seiner kräftigen Entgegnungen, Zurückweisungen und unerschöpflichen Kampfesmittel. Und als ihm einmal vor mehr als dreißig Jahren der Gelehrte und mächtige Kirchenfürst der österr. Residenz seine scharfe und polemisch Redeweise drohend vorhielt, da antwortete er: Auch Du hast eine Kanzel, dort magst Du mir entgegnen; auf meiner Kanzel rede ich, wie ich will, wie ich es gut, nützlich und notwendig halte.

Heil, ewiges Heil daher dem Verklärten, der die Fülle von Kräften, mit denen der Schöpfer ihn ausgestattet, im heiligen Dienste gebraucht hat, arbeitend und kämpfend für Israels Glauben und gegen Israels Feinde, ausdauernd bis zum letzten Lebenshauche! Ihn priesen die Zeitgenossen, als er noch thatkräftig, geistesstark und menschenfreundlich unter uns wandelte, um ihn erhoben sie Klagetöne, als er unseren Augen entschwand. Es drängt sich mir bei dieser Erinnerung, bevor ich die Feder niederlege, ein letzter Gedanke auf, der Aron Jellinek mit dem biblischen Aron, dem Mitbefreier Israels aus Egypten zusammengestellt. In dem Mittelpunkte dieser Befreiungsgeschichte nämlich stehen zwei Männer, der eine mit prophetischem Geiste, der andere mit beredtem Munde: das Brüderpaar Moscheh und Aron. An Moscheh, den jüngern, wendete sich zuerst die göttliche Erscheinung, richtete sich zuerst das göttliche Wort, die geknechteten Israeliten aus Egypten zu führen. Moses wollte vorerst die Aufgabe nicht übernehmen, denn, sprach er, ich bin nicht der Mann des Wortes, bin nicht der Rede mächtig, und wer dies nicht ist, soll und darf ja nicht öffentlich das Wort nehmen. Wie soll ich, wendete er ein, wenn mir die entsprechende Redeweise nicht zu Gebote steht, vor den König hintreten und ihn zu Gunsten seines Auftrages überreden? Wie selbst das israelitische Volk für die befreiende Botschaft gewinnen? Allein Gott antwortete ihm: Du hast einen Bruder Aron, der wohl zu reden vermag, den wirst Du mitnehmen, er soll Dir zum Munde sein, er soll das Wort führen, Du aber sollst ihm zum Gotte sein, sollst ihm meine göttliche Eingebung mitteilen. Und so hatte dann Aron seinen guten und verdienstvollen Anteil an der Befreiung Israels aus Egypten, den er nur seiner Redefähigkeit verdankt.

So auch Aron Jellinek. Er hatte eine gleiche Aufgabe und eine gleiche Begabung, indem er ebenfalls ein unübertrefflicher Redner war und dadurch an der Befreiung der Geister aus dem Dunkel der Unwissenheit, aus den Banden des Aberglaubens und Unglaubens mitarbeitete. Er trat auch in das Erbgut des alten Hohepriesters Aron, die Urim und Tummim, Licht und Wahrheit auf dem Herzen, das Wohl und Wehe seiner Nation in der Brust tragend, und durch sein nahezu fünfzigjähriges Wirken, Denken, Fühlen und Kämpfen ließ er den hohepriesterlichen Stirnschmuck des „Kodesch ladonai“, weithin strahlen und glänzen. Die großartigen und zahlreichen Teilnahmskundgebungen nach seinem Hinscheiden gaben hierfür volles Zeugnis. Eine große, allgemeine und tiefgehende Trauer manifestierte sich bei dieser Gelegenheit. Wie es bei der zehnten Plage heißt: „Und es war eine große Wehklage in Mizrajim, denn es war kein Haus, darin sich kein Toter befand“, so war die Wehklage über den nunmehr ewig Schlafenden eine außerordentliche und seltene. Aus weiter Ferne, selbst aus kernmagyarischen Gemeinden eilten sie herbei, um an der Beerdigung des großen Toten mit deutscher Zunge teilzunehmen und ihn zu ehren; denn man kann mit einer gewissen Umdeutung des Bibelwortes sagen: en bajith ascher en schom meth, man fühlte diesen Tod in jedem jüdischen Gemeindehause und betrachtete den Toten als den eigenen Angehörigen, als einen, der dem ganzen Volke, der ganzen Glaubensgenossenschaft angehört. Man fühlte, was man verloren, was das Judentum, der jüdische Stamm, die jüdische Sache, die jüdische Wissenschaft, die jüdische Religion, die jüdische Belehrung an diesem Manne verloren.

Wie jenes allseitige Mitfühlen und Mitklagen um den Verlust des hervorragenden jüdischen Weisen nur die Erfüllung einer von der Religion vorgeschriebenen heiligen Pflicht bedeutete, so vollzog auch ich nur, und besonders diese von ihm liebgehegte Zeitschrift, einen Pietätsakt, wenn ich in diesen Blättern zur ersten Jahreswende seines Todes die Erinnerung an ihn weckte und belebte — an ihn, der unvergessen bleiben wird und muß, dessen Andenken das Fortleben gesichert ist, wehojta menuchato kabod, der wie im Leben, so auch in seiner ewigen Ruhe geehrt und gesegnet wird. In den Annalen der Geschichte und in dem Herzen

seines Volkes wird der Name Dr. Adolf Jellineck unsterblich und ruhmbestrahlt bleiben, solange das Buch der Thora geheiligt, der Gottesglaube unser Schild und unser Schutz sein wird!

Die Juden von Berlin

zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts.

Von B. Simon, Posen.

V.

Im Jahre 1801 war sie mit ihrer Freundin, der Gräfin v. Schlabrendorf, Nichte des unseren Lesern gewiß aus Varnhagen bekannten „Einsiedlers in der Straße Richeleau" in Paris. Sie wohnte bei der Gesandtin Frau v. Humboldt, die als Caroline v. Dacheroden ihre intime Freundin gewesen war, und lernte hier die französische Gesellschaft und ihre Umgangsweise kennen und noch mehr schätzen, als dies schon früher der Fall war. Bei uns in Deutschland kennt man eigentlich nur die vertraute Freundschaft und die Staatsvisite; jene angenehmen geselligen Beziehungen, welche zwischen beiden die Mitte halten, die wohl etwas Gleichgiltigkeit, aber noch mehr Achtung und den Wunsch zu gefallen in sich schließen, waren oder sind in Deutschland fast unbekannt. Das hatte Rahel in Paris gefunden, und gleich Goethe schätzte sie es sehr hoch. Darum unterhielt sie auch stets die freundschaftlichsten Beziehungen zur Frau v. Genlis, und als die Tochter Neckers (Frau v. Staël) nach Berlin kam, schlug sie bei Rahel ihr Hauptquartier auf und plagte auch hier die deutschen Schriftsteller und Gelehrten, denen sie den Stoff zu ihrem berühmten Werke „Ueber Deutschland" abpreßte. Der junge Spalding mußte ihr die Philosophie Fichtes erklären: ein Buch, klagte der Arme, „das ich selbst nicht verstehe und in einer Sprache, der ich nicht mächtig bin." Besser ging es ihr endlich mit August Wilhelm Schlegel, der vortrefflich Französisch verstand, den Frau von Staël aber damals noch nicht an sich zu fesseln vermochte, weil er in Herzensbeziehungen zur Schwester Tieck's, seines Freundes und Mitarbeiters (an der Ueberſetzung Shakespeare's) der geistreichen Schriftstellerin Sophie Bernhardi, nachher verheirateten v. Knorring stand. Schiller, den die Staël schon in Weimar durch ihre ewige Ruhe und Geschwätzigkeit ganz krank gemacht hatte, mied sie, als er nach Berlin kam, sorgfältig. (Sie hatte in Weimar in einem Hause gewohnt, wo es spuken sollte und rühmte sich, keine Gespenster gesehen zu haben. „Das glaube ich wohl," sagte Schiller, „selbst ein Satansgefährter möchte ja mit ihr keine Gemeinschaft haben.") Auch Goethe fand sich von ihr ermüdet. Aber Rahel war und blieb mit der geistreichen Französin wohl befreundet.

Eine innige Freundschaft verband Rahel ferner mit Henriette Mendelssohn, der jüngsten Tochter des Philosophen, deren schöne Seele ihr eine Zuneigung einflößte, die auch dann noch Stand hielt, als die Freundin sich dem strengsten Katholizismus in die Arme geworfen hatte, denn Rahel wußte, daß Henriette weder Komödie damit spielte, noch daß es eine künstliche Exaltation war, was sie dazu trieb; wohl aber ein durch Prüfungen und Entbehrungen auf eine schiefe Ebene getriebener Geist. Zog Henriette durch äußere Ruhe und inneres Feuer an, so war es die lebhafte Glut und offene Mitteilung, die sie ihr ganzes Leben zur Gräfin Josephine von Pachter hinzog; die Korrespondenz gleicht einer musikalischen Harmonie, die Stimmen wechseln ab, wie in einem prächtigen Duett. Da Rahel eine ganz ausgezeichnete Klavierspielerin und dem Theater leidenschaftlich ergeben war, so finden wir, neben den vornehmsten Damen, Schauspieler und Schauspielerinnen in ihrem Salon. Da war der schöne Fleck, der den Karl Moor und Wallenstein auf der Bühne nachschuf; Schröter, der die Natur (oft nur allzutreu) zu kopieren verstand; der feine Iffland, der auch als Schriftsteller sich damals eines großen Ruhmes erfreute; die reizende Unzelmann, der Liebling des Herzogs von Weimar und Goethe's, die entzückendste Maria Stuart, die man sehen konnte. In Rahels Salon in der Jäger-Straße setzte Meyern, der Verfasser des jetzt vergessenen Romans „Dya-Na-Sore" seine patriotischen Lehren auseinander. Friedrich v. Gentz, der in Berlin die deutsche politische Presse schuf, die vor ihm gar nicht existierte und der später in Wien der beredte Helfershelfer eines Metternich wurde, sprudelte Gift und Galle gegen Haugwitz, den damals allmächtigen Minister. Da waren ferner Ludwig Tieck, gerade auf dem Höhepunkte seines Ruhmes angekommen; Alexander v. Humboldt, dessen Größe man bereits ahnte; sein Bruder Wilhelm, der feine Spötter und tiefe Gelehrte; der schweizerische Geschichtsforscher und nachmalige Minister Jeromes am Hofe von Westfalen, Johannes v. Müller, „das kleine, abschreckend häßliche Männchen mit dem spitzen Bauch und den dünnen Beinchen, mit dickem Kopf und vorliegenden rot eingebändelten Augen, krähender Stimme, mit schrecklichem Schweizer-Deutsch und feinem Französisch;" der schon mehr genannte Graf v. Tylli, französischer Emigrant, von glänzender Unterhaltungsgabe, aber schrecklich eitel, der seine in Paris begonnene Libertinage fortsetzte, der aber Berlin verließ, als eine seiner zahlreichen Geliebten, eine Dame vom Stand, die sich von ihrem Gemahl entdeckt glaubte, ihr Leben freiwillig in der Spree endete. (Tylli erschien mit der Restauration 1815 als General in Paris, fiel in Ungnade und Armut und wurde 1816 in einem Fiaker tot gefunden, wo er sich mit einer Kugel den Schädel zerschmettert hatte.) Aber da sehen wir den wahren Helden des Salons in der Jäger-Straße eintreten: ein junger hochgewachsener Mann, von auffallender Schönheit, feurigen Blickes, schmerzlich ernst dreinschauend, mit einer angeborenen Herrschermiene die größte Sanftmut und Höflichkeit im Ausdrucke verbindend — es ist der „preußische Alcibiades," der Neffe Friedrichs II., der unglückliche Prinz Louis Ferdinand, der einige augenblickelang mit Gentz, seinem Vertrauten und dem Gefährten seiner Vergnügungen, die nicht immer sehr unschuldiger Natur waren, politisiert, seinen Zorn gegen den „Bonaparte, der die Freiheit des Landes untergräbt," ausläßt und dann durch sein geniales Klavierspiel — er war auch ein ausgezeichneter Komponist — die Gesellschaft ergötzte.

Der Prinz war ein echter Typus der (höheren) „Gesellschaft" seiner Zeit. Bis jetzt schrieb Rahel von ihm an ihren Freund G. v. Brinkmann, bis jetzt habe der Prinz nur Marianne Meyer kennen gelernt, die aber getauft und Fürstin sei und Frau v. Eybenberg, das wolle also nichts sagen; an ihr werde er eine Bekanntschaft machen, wie er noch keine gehabt habe; sie werde ihm die wahre Wahrheit, die Dachstuben-Wahrheit, sagen." Sie hat, aus den auf uns gekommenen, halb deutsch, halb französisch geschriebenen Brief-

fragmenten des Prinzen zu schließen, Wort gehalten. Daß es mindestens in dem, was wir gewöhnliche Menschenmoralität nennen, nicht sehr wirksam war, es wohl auch nicht sein wollte, ist klar. Der Prinz, 28 Jahre alt, in der Fülle männlicher Schönheit, mit einer Million Thaler Schulden, lebte mit der jungen, sanften Henriette Fromm in einer (freiwilligen) Ehe und genoß mit ihr in einem kleinen Hause oder auf seinem Schlosse bei Magdeburg die Freuden einer bürgerlichen, ehelichen Liebe, mit Rahel die einer idealen platonischen Liebe, während er mit der leichtsinnigen schönen Pauline Wiesel (dem Original der Philine in Wilhelm Meister) nach ihrer Liaisons mit Schuwalow, Hatzfeld, Gentz und dem exzentrischen Kriegsrat Wiesel, das Entzücken der wilden, leidenschaftlichen Liebe kostete. Sein Tod zeugt wieder von dem Prinzen edler Natur. Wütend darüber, daß man 1805 Oesterreich im Kampfe gegen Napoleon allein gelassen, zog er 1806 mit Todesahnungen in den schlecht vorbereiteten Krieg gegen den französischen Eroberer, indem er sich in seinem gewohnten Freimut laut gegen die altersschwachen Führer (Braunschweig war 72 und Möllendorf 82 Jahre alt) aussprach. Bei Saalfeld stand Prinz Louis Ferdinand mit 5000 Reitern des ganzen Armeekorps Lanes (35000 Mann) gegenüber. Fünf Stunden lang währte der Kampf und als immer noch keine Verstärkung herankam, beschloß er, seine Niederlage nicht zu überleben; schwer verwundet verweigerte er, sich zu übergeben und erhielt den tötlichen Hieb, den er erwünscht erwartete. „Teufel! das ist gut!" rief Lanes bei der Botschaft aus, „das wird Sensation in der Armee machen." Die Trauer in der Armee und im Lande war allgemein. Vier Tage nach des Prinzen Tode existierte die Armee Friedrich II. nicht mehr, der König war flüchtig, Preußen lag zu Boden, und Graf Schulenburg, der Platzkommandant von Berlin, der sich zum Empfange des Eroberers bereitete, erklärte: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." —

So war die Gleichgiltigkeit des deutschen Volkes, die Gleichgiltigkeit seiner ersten Schriftsteller gegen das Vaterland gestraft; Schiller und Goethe, Herder und Lessing, hatten die Vaterlandsliebe als ein enges, kleinliches Gefühl gebrandmarkt, hatten Menschenliebe, Kosmopolitismus an ihre Stelle gesetzt. Es bedurfte harter Schläge, um uns eines Besseren zu lehren. Rahel war eine der Ersten, die es aussprach: „Es ist schrecklich, es ist schimpflich," schrieb sie, „daß wir nicht eine Nation sind wie die Franzosen; die Sprache, das Schwatzen genügen nicht, wir müßten unter einer Regierung, unter gleichen Gesetzen stehen, aus einer Kasse zehren."

Feuilleton.

Des Vaters Schuld.

Erzählung von Moritz Scherbel.

(Fortsetzung).

Sie hatten sich zusammengefunden in Berlin, diese beiden Studenten aus so verschiedenen Häusern. Mochte bei ihrem ersten Begegnen in den Hörsälen auch nur der Zufall thätig gewesen sein, so ging doch das zwischen ihnen sich entwickelnde freundschaftliche Verhältnis mehr aus ihren gemeinsamen Anschauungen hervor und fand seinen Boden in einer geheimen Neigung, welche die beiden Jünglinge zu einander zog. Nach zwei Jahren treffen wir sie als ausgesprochene Freunde, als die im höchsten Grade für einander sich interessierenden Kommilitonen an.

Ludwig Reinfeld hatte in dieser ganzen Zeit seinem Freunde keine Mitteilung davon gemacht, daß er dem Judentume nicht mehr angehöre. Er glaubte dabei kein Unrecht zu begehen, nahm vielmehr an, daß die Geheimhaltung dieses von ihm selbst nicht gutgeheißenen Glaubenswechsels mit Rücksicht auf seinen Vater, der dabei nicht die beste Rolle spielte, recht angebracht sei.

Eduard war inzwischen mit der Familie Ludwigs bekannt geworden und vom alten Reinfeld des öfteren zum Verkehr in seinem Hause eingeladen. Der Bankier hatte in der ersten Zeit keine große Sympathie für den Freund seines Sohnes. Derselbe war Jude, und die nun einmal bei Reinfeld vorhandene Abneigung gegen seine Stammesgenossen trat auch in diesem Falle bei ihm lebhaft zu Tage. Im Laufe der Zeit aber hatte man an dem Charakter des jungen Mannes so viele Lichtseiten wahrgenommen, daß man ihm den dunklen Punkt, als Jude geboren zu sein, schließlich hingehen ließ und mit stets gleichbleibender Herzlichkeit entgegenkam.

Eduard hatte bald herausgefunden, wie man in dem Hause des Bankiers über Juden und Judentum dachte und von welcher Art der letztere vertreten wurde. Allein er nahm davon wenig Notiz, da ihn der religiöse Standpunkt der Familie wenig berühren konnte und er nur mit dem gesellschaftlichen Verkehr zu thun hatte. Dispute über Glaubenssachen schien man prinzipiell zu vermeiden. Nur einmal fand sich der alte Reinfeld veranlaßt, aus dem politischen Gespräch heraus, in dem man sich eben befand, einen Sprung auf das konfessionelle Gebiet zu thun. Der Reichstag tagte eben, wobei auch ein Stück Judenfrage zur Debatte gekommen war. Die Zeitungen brachten hierüber ein Langes und Breites.

„Und Sie, mein lieber Herr Ulrich", wandte sich der Vater Ludwigs an diesen, „meinen Sie nicht auch, daß die Juden, so lange sie bei der Sonderstellung bleiben, die sie in Mitte der übrigen Staatsbürger mit ihrer Religion einnehmen, kaum einen Anspruch erheben können als vollberechtigte Deutsche zu gelten?"

„Doch, sie können es, — was ihnen das Recht hierzu giebt, ist ihre allgemeine Zugehörigkeit zum deutschen Staat, die nur die bösartigste Sophisterei in Zweifel ziehen kann. Es gäbe nichts Falscheres und Ungerechtfertigteres in der Welt, wollte man ein staatliches Zugeständnis, ein politisches Recht von der Konfession abhängig machen".

„Sie sehen aber doch, daß solches geschieht und welche Schranken man schon der Strebsamkeit der jüdischen Jugend gesetzt — und hören Sie, was ich Ihnen sage, — daß man noch nicht bei der letzten angekommen ist".

„Mag sein, aber die Juden haben in ihrem tausendjährigen Kampf gegen die Rechtlosigkeit, soviel mir bekannt, moralisch noch nichts eingebüßt. Was ihnen an materiellen Besitztümern verloren gegangen, kommt nicht in Vergleich zu der historischen, ich möchte sagen rein ideellen Leistung, die in der Forterhaltung des einheitlichen Gottesgedankens liegt, welcher dem Judentum innewohnt. Ein schönes Bewußtsein dies, das uns für vieles andere entschädigt".

„Dabei kommt wenig heraus", meinte der Bankier, und versuchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

Das war auch unserem Eduard recht, der sich ungern in fruchtlosen Erörterungen erging, und fruchtlos mußte auch die jetzige bleiben, bei dem Opponenten, dem er sich gegenüber sah.

Der junge Ulrich hatte seinen Eltern bereits Mitteilung von dem Umgang gemacht, den er mit der Reinfeld'schen Familie hegte, nachdem er zuvor schon viel von der trefflichen Acquisition gesprochen, die er in der Freundschaft Ludwig's gemacht. Hierdurch fühlte sich sein Vater veranlaßt, diesen einzuladen, daß er doch bei dem nächsten Ferienbesuche seines Sohnes dessen Begleiter sein möchte.

Ludwig ging gern darauf ein.

Er wurde bei seinem Eintritt in das Haus des Handwerkers von einem Wohlgefühl erfaßt, das er sich nicht erklären konnte. Einfache Räume, einfache Möbel, schlichte, freundliche, aufrichtige Gesichter. Wie wohlthätig das in seiner Natürlichkeit abstach gegen den luxuriösen Aufwand im elterlichen Hause!

Meister Ulrich hatte zum Empfange des vornehmen Besuches seine Sabbatgewänder angelegt, ein gleiches hatten die Damen des Hauses gethan. In die Freude des Wiedersehens mit dem geliebten Sohn und Bruder mischte sich noch auf's angenehmste die Genugthuung, dessen Freund im Hause aufnehmen zu können, und ein wenig Neugierde, wie denn der erwartete Gast beschaffen sei, den freilich schon die Empfehlung Eduards auf's beste eingeführt hatte — gab sich selbstverständlich bei dem weiblichen Teil der Familie kund.

Die Formalitäten der Vorstellung und Begrüßung gingen schnell vorüber. Das Auge Ludwigs glitt von einer der ihm vorgeführten Personen auf die andere, er fand an allen den Ausdruck der Herzlichkeit vor, aber er blieb länger hangen bei der unter seinem Blick tief und stark errötenden Emilie. Wir haben bereits die anmutige Erscheinung der jüngeren Tochter Ulrichs mit all den schönen Gaben der Natur, die sich in ihr vereinigten, zu schildern versucht. Es sind indes zwei Jahre darüber hingegangen und die damals teilweise verschlossene Knospe war nunmehr zur völligen Blüte gelangt. Der Sohn der Haupt- und Residenzstadt stand überrascht, fast verblüfft vor diesem Naturbilde, das ihm die Provinzialstadt darbot. Er hatte Mühe das Gleichgewicht in seiner Seelenstimmung wieder herzustellen, die Gelassenheit wieder zu erringen, welche er, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, doch in jedem Falle bewahren mußte. Es gelang ihm schließlich.

Ludwig war im Hause Ulrichs ein lieber, werter Gast, und jeder Einzelne suchte es ihm an Beweisen hierfür zuvor zu thun. Nur Emilie machte eine Ausnahme hiervon, freilich nur in der ersten Zeit. Eine gewisse Schüchternheit, die sonst ihrem Charakter ganz und gar fern lag, hielt sie den jungen, hübschen, in seiner Bildung so hoch über ihr stehenden Studenten fern, und es waren nur einzelne, oft abgebrochene Worte und Sätze, die sie mit ihm wechselte. Später jedoch überwand sie die Befangenheit und unterhielt sich, wie die andern gern mit ihm.

Der Sohn des Bankiers fühlte sich in dem Kreise dieser guten Leute, die alles aufboten, ihm seine Anwesenheit in L. so angenehm wie möglich zu machen, so heimisch und behaglich, daß ihm Berlin und alle seine Herrlichkeiten ganz aus dem Gedächtnisse kamen.

Vier Wochen waren in dieser Weise bereits vorübergegangen, und er wußte nicht, wo ihm die Zeit geblieben war. Er hatte dabei Gelegenheit gehabt wahrzunehmen, wie es in dem Hause der gläubigen Juden zugehe, erfreute sich an der traulichen, gehobenen Stimmung, welche die Freitagabende in das Haus brachten, und bewunderte die Gewissenhaftigkeit und Strenge, womit die Heiligkeit des Sabbats aufrecht erhalten wurde. Das war in der That ein Tag der Ruhe und Erholung nach dem mühevollen Schaffen der sechs Arbeitstage. Im elterlichen Hause hatte er diese angenehme Abwechselung niemals eintreten sehen, da auch die Sonntage in dieser Beziehung kein anderes Bild boten. Er hörte hier von einem Gotte sprechen und es waren dies fast fremde Klänge für sein Ohr. Er sah den alten Ulrich nach der Synagoge gehen und mit dem Ausdruck befriedigten Seelenverlangens heimkehren, er hörte Tischgebete sprechen, sah Zeremonieen üben — alles ihm so fremd, und doch so anheimelnd und eine gewisse Poesie tragend.

Und dabei immer in der Nähe des Mädchens, das von dem ersten Augenblick, wo er sie sah, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht und jetzt, je länger er um sie war, jemehr er von seinen edlen Eigenschaften kennen lernte, immer lieber und teurer ihm wurde.

(Fortsetzung folgt).

Aus meinem Leben.

Von M. G. Saphir.*)

I.

Meine Wiege zwar stand nicht im deutschen Klima! Ich glaube, da, wo ich geboren wurde, ist gar kein Klima, da war kein Klima, keine Luft, keine Witterung, da war blos Ausdünstung! Ich zweifle, daß die Grazien an meiner Wiege gelächelt haben, ich glaube überhaupt nicht, daß die Grazien lächeln, wenn sie eine Wiege sehen!

Meine Wiege stand in einem ungarischen Dorfe unweit der Komitatsstadt Stuhlweißenburg, lateinisch: Alba regia, ungarisch: Székes-Féjervár; da stand ehemals das römische „Floriana", da fand Swatopluk sein Ende, auf diesem Sumpfgebiete lagerte Arpad mit seinen bärtigen Helden; in der verfallenen Krönungskirche setzten sich die ungarischen Könige die Krone auf, und in den Grüften allda ruhten Stephanus, Colomanus, Matthias Corvinius u. a. m.!

Das war einst! Zu meiner Zeit zeichnete sich diese Stadt nur dadurch aus, daß sie viel Korduan fabrizierte und kein Jude über Nacht in ihr bleiben durfte. In der Nähe dieser einst so merkwürdigen Stadt liegt das Dorf „Lovas-Berény", und in diesem Dorfe stand meine Wiege. Lovas-Berény und seine Situation bietet gar nichts dar, um die Kindheit eines Dichters romantisch auszuschmücken. Da gab's keine „dunklen Wälder mit auf- und abwandelnden tiefen Gedanken, zwischen denen der Knabe sein Gemüt nährte und umdüsterte", da gabs keine „Schluchten und wundersam geformte Felsenmassen, an denen die Phantasie des Kindes groß und wild wurde", da gab es keinen „langgestreckten See", der morgens die tiefblauen Augen aufschlug und das Kind ansah und ihm zuflüsterte aus den sagenvollen Wogen u. s. w.", nichts von

*) Aus Anlaß seines 100. Geburtstages am 8. Februar geben wir einige charakteristische Stellen aus den „Gesamt. Schriften" Saphirs wieder.

allebem; in einer sumpfigen Ebene, von keiner lebendigen Partie unterbrochen oder schattiert, liegt dieser Ort wie ein Eierfladen auf flacher Schüssel. Und dieser Ort mit seinen Lehmhütten und seinen strohgedeckten Bauernfutteralen hatte dennoch sein abgesondertes Ghetto an dem einen Ende und sein Zigeunerdörfchen am andern Ende. Die einzige Zierde dieses Dorfes war ein sehr schönes Schloß mit einem schönen, ausgedehnten Park, von der einen Seite umgeben mit einem tiefen Graben und von der anderen Seite mit einem schweren, eisernen Gitter. Ich erinere mich kaum, das Innere dieses Gartens je betreten zu haben. Nur einmal wagte ich mich mit kindischer Neugier in den Garten und staunte die Lauben, die Statuen, die Boskets u. s. w. an, da kam ein Gartenhüter mit einer dicken Peitsche und hieb unbarmherzig auf mich los; das Blut strömte über mein Antlitz, aber er verfolgte mich mit Hieben bis an die Thüre und unterbrach seine Amtsführung durch nichts, als durch den Ausruf: „Eredj te zsido! Eredj Pokolba!"**) Das waren die ersten Spaziergänge eines Lovas-Berenyer Poeten!

Ich muß bei meinem Großvater wieder anfangen, und damit verbindet sich sonderbarerweise der Name: Kaiser Josef.

Den Namen Saphir hat mein Großvater angenommen, als auf Befehl Kaiser Josefs die Israeliten Familiennamen annehmen mußten. Mein Großvater hieß Israel Isreel. Als die Verordnung der Familiennamen ins Werk gesetzt wurde, berief ihn zu diesem Behufe der damalige Stuhlrichter, dem dieses Geschäft oblag, zu sich und fragte ihn, wie er heißen wolle; mein Großvater wußte es anfangs selbst nicht, doch da er einen Siegelring als Erbstück an seinem Zeigefinger trug, in welchem ein Saphir saß, so sagte der Stuhlricher: „Heißen Sie sich Saphir!" Und so geschah es.

Allein noch in interessanterer Beziehung verknüpft sich das Andenken an meinen Großvater bei mir mit dem an Kaiser Josef. Wenn ich auch in Einzelheiten vielleicht nicht mehr ganz im klaren bin, so kann ich doch für den wesentlichen Kern dessen, was ich eben erzähle, bürgen, und es ist mir im Gedächtnis treu aus den Erzählungen meines Großvaters verblieben.

Er war ein großer, stattlicher, ansehengebietender Mann. Noch steht er im Geiste vor mir, schneeweißes Haar und schneeigerr Bart gaben ihm ein ehrwürdiges, eine edle Nase und zwei feurige, blitzende Augen gaben ihm ein patriarchalisches Ansehen. Er trug einen großen, dreikrämpigen Hut und einen großen Stock mit silbernem Knopf, so daß er einem früheren französischen Maire nicht ganz unähnlich war. Er lebte früher in Csor, einem ganz kleinen Orte, wenn ich nicht irre, ebenfalls jenseits Stuhlweißenburg.

Er war reich, sehr reich; Ursache genug, daß ihn die Bauern seines Ortes haßten; denn heute kam Ferencz und hatte kein Geld und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Weinfechsung geben; morgen kam Jozsi und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Schafwolle geben; übermorgen kam Miska und ließ sich von ihm Geld auf seine nächste Kornernte geben u. s. w.

Wenn aber die Zeit kam, wo der Wein gekeltert, die Wolle geschoren und das Korn eingeführt ward, da wollten Ferencz und Jozsi und Miska kein Geld bezahlen, aber auch keinen Wein und keine Wolle und kein Korn an den „Zsido" geben, sondern dasselbe an andere für bares Geld verkaufen, und da wurde der „Zsido" verflucht und beschimpft und verlästert! Und so kam's, daß in einer schönen Nacht das Haus meines Großvaters brannte, und niemand löschte und niemand durfte löschen! Und Ferenz und Jozsi und Miska glaubten, das Schuldenbuch des „Zsido" wäre auch verbrannt, es war es aber nicht.

Mein Großvater baute das Haus am Csorer Bache wieder auf, und sieh' da, es brannte wieder, zufällig, ganz zufällig, und alle, die löschen sollten, lachten, zufällig, ganz zufällig, und meine Großmutter nahm ihre zwei Kinder auf den Rücken, und mein Großvater nahm etwas Solideres, nämlich einen großen Sack voll Dukaten und Edelsteine und warf ihn heimlich in einen tiefen, verfallenen Brunnen, der in seinem Garten war, und sie ließen Haus und Hof brennen — und sie bekamen in ganz Csor kein Obdach, und sie wanderten in finsterer Nacht, nur schwach von der Helle ihres brennenden Häuschens beleuchtet, sie wanderten die Nacht durch, abgebrannt, mit zwei kleinen Kindern, und sie wanderten bis Stuhlweißenburg, und sie pochten ans Thor und jammerten und die Kinder winselten, und sie erhielten zur Antwort: Ein „Zsido" darf in der Nacht nicht in dieser königlichen Freistadt sein!

Da ließ mein Großvater sein Weib und seine Kinder in dem Hause eines Fischers vor der Stadt, bei dem er stets Fische kaufte und sagte zu ihr: „Ich geh' gen Wien". Sie fragte: „Zu wem willst du da gehen in Wien?" Und er sagte: „Ich weiß schon, zu wem ich werde gehen — ich werde gehen zu Kaiser Josef!"

Und er ging nach Wien und er kam bis zu Kaiser Josef. Die Persönlichkeit meines Großvaters war gewinnend und imposant, sein Wesen gerade und offen, und er mußte sich doch Verdienste erworben haben; denn Kaiser Josef kannte ihn. Er hatte wohl bei Rekrutierungen, bei Militärspitälern, bei Regulierung der sogenannten Toleranzgelder (er war Steuereinnehmer im Komitate) sich Verdienste gesammelt, ich weiß es nicht mehr so genau, aber es genügt, daß er zurückkam und vom Kaiser Josef die dazumal kaum glaubliche gnädige Auszeichnung bekam, sich in der königlichen Freistadt ansässig zu machen.

Mein Großvater kehrte mit diesem Gnadenbriefe Kaiser Josefs zurück; allein jetzt, wo es ihm freistand, da zu wohnen, sagte er: „Ich will nicht da wohnen," und er zog nach Lovas-Bereny, nachdem er in einer günstigen Nacht seine Dukaten holte und in Lovas-Bereny ein neues Haus zu gründen begann. Wo aber das denkwürdige Dokument Kaiser Josefs hinkam, wissen wir nicht. Mein seliger Vater gab sich Mühe, es zu ergründen, ich selbst fragte schon beim Komitate nach; vielleicht ist's damals beseitigt worden.

Diese kleine, wahrhafte Episode aus jenen Zeiten mag den Geist schildern, der dazumal über den Sümpfen von Velentze und Sarret und am Flusse Csurgo schwebte! Ein lichterer Himmel lacht jetzt über jener Gegend, ein milderes Geschlecht blüht auf jene Fluren, eine geistigere, humanere, edlere Gesinnung lebt jetzt in den biedern Bewohnern jener ehemaligen Krönungsstadt, und der Segen des vorwärtsgehenden Zeitgeistes hat seine Hand auch über jenen Landstrich ausgedehnt!

**) „Hinaus Jude, scher dich zum T . . !"

Einst und Jetzt.

Es gab eine Zeit, doch ist sie verschwunden,
Wo Freude und Liebe verkürzte die Stunden,
Wo alles entzückte, beglückte!

Es gab eine Zeit, wo die Sonne hell strahlte,
Mit purpurner Glut sich der Himmel uns malte,
Wo alles noch spielte, noch fühlte!

Es gab eine Zeit, wo das Herze noch lebte,
Wo es in den innersten Fibern erbebte,
Und hoffend noch träumte und schäumte!

Wie viel, ach! wie viel doch jetzt schon verschwunden
Woran einst die Seele ihr Glück hat gefunden,
Wofür sie ihr Leben gegeben!

Ach, viel ist verwelkt, was frisch einst noch blühte,
Was Trost und Entzücken gewährt dem Gemüte,
Verheißend den Frieden hienieden!

Der Traurigkeit Schleier hat alles verhüllet,
Mit heimlichen Kummer die Seele erfüllet!
Wir suchen den Frühling des Lebens —
Vergebens!

Schein und Sein.

Aus dem Persischen des Omar Chajjâm übersetzt von Friederich Bodenstedt.

Du sahst die Welt, doch was im Weltenall
Zu deinen Augen kam, ist bloßer Schein;
Du sahst und hörtest viel, doch auch der Schall,
Wie ihn dein Ohr vernahm, ist bloßer Schein;
Von einem Ende dieser Welt zum andern
Trug dich dein Fuß —
Nun ruhst du aus, sinnst über manchen Fall —
Was darin wundersam, ist bloßer Schein.

Gerechtigkeit ist die Seele der Welt,
Die das Weltall als Körper zusammenhält,
Die Engel dienen als Sinne nur,
Und alle sonstige Kreatur,
Samt Urstoff, drin alles sich auflöst wieder,
Bildet des Weltenleibes Glieder.
Das ist das ewige Eins im All,
Und alles andere Trug und Schall.

Hast du Verstand, lern' ihn bemeistern,
Soll der Wein der Ewigkeit dich begeistern;
Doch wenn du nie Verstand besessen,
Kannst du ihn und dich selber nicht vergessen,
Dich nicht dem Schein der Zeit entheben,
Im Sein der Ewigkeit zu leben.
Es werden des Selbstvergessens Wonnen
Nicht von jedem Selbstvergessenen gewonnen.

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* **Der Beobachter.** Ein konservativer Parteitag für Berlin hat am Donnerstagabend stattgefunden, bei welcher Gelegenheit der aus der Aera Tivoli noch bekannte Rechtsanwalt Dr. Klasing aus Bielefeld über die Stellung der Konservativen zur „Judenfrage" referierte. Die Konservativen, sagt er, hätten keine Gemeinschaft mit den Verächtern des alten Testaments unter den Antisemiten. Jene politischen Eintagsfliegen hätten in politischer und wirtschaftlicher Beziehung abgewirtschaftet, aber die Konservativen dürften die Judenfrage darum nicht versumpfen lassen. („Stürmischen anhaltenden Beifall" verzeichnet hier der Bericht.) Man habe mit der den Deutschen eigenen Noblesse die Juden freiwillig aufgenommen, jetzt sei man im Stande der Notwehr gegen dieselben. Freilich seien auch Christen unter den Wucherern, im allgemeinen aber sei der Wucher spezifisch jüdisch. Man müsse die Aufhebung der Emanzipation der Juden erstreben und inzwischen sich an kleineren Mitteln genügen lassen. — Hier wollte nun der Beifall gar kein Ende nehmen. Die in diesen Sätzen ausgesprochenen Beschuldigungen gegen die Juden und die in diesem Zusammenhange gebrauchte Redensart von der „Noblesse der Deutschen", sie sind hier schon so oft, vielleicht zu oft widerlegt worden, so daß dieser feindselige Angriff und die noch feindseligere Drohung wortlos zu den andern gelegt werden können.

— Ein Reichenberger Antisemiten-Blättchen „Die Neuzeit" hatte den bekannten Aegyptologen und Romanzier Georg Ebers zum „Juden" gemacht. Ebers richtete daraufhin an den Herausgeber des Blättchens folgendes Schreiben: „Ich bin Posthumus, das heißt nach des Vaters Tod geboren. Vierzehn Tage nach ihm kam ich vor beinahe 58 Jahren zur Welt und mein Vater, jetzt und leider meine teure Mutte ruhen in dem Ebers'schen Erbbegräbnisse auf dem Dreifaltigkeitskirchhofe zu Berlin. Neid und Niedertracht denunzierten mich schon mehrmals lügenhafterweise als getauften Juden, während ich, wie gesagt, von christlichen Eltern stamme und von der besten Christin, die mir je begegnet, meiner Mutter, in ihrem Sinne erzogen bin". — Sehr treffend bemerken hierzu die „Mitteilungen aus dem Abwehrverein": So sehr man auch zustimmen muß, daß Prof. Ebers eine falsche Nachricht richtig stellt, so erscheint uns doch der Ton der Berichtigung nicht vorurteilslos. Es ist doch keine Schmach, Jude zu sein, mithin ist es auch keine „Denunziation", wenn man jemanden fälschlich zum Juden macht.

— Die antisemitische Reichstagsfraktion hat bereits einen Riß erhalten. Die Fraktion beschloß am Donnerstag, Ahlwardt auszuschließen wegen seines Verhaltens der Fraktion gegenüber. Ahlwardt selbst war zur Fraktionssitzung nicht erschienen. Der „Deutschen Wacht" zufolge mußte der Ausschluß erfolgen, nach dem Ahlwardt durch eine Reihe sich widersprechender Handlungen und Erklärungen ein Zusammengehen mit seiner Person für jeden denkenden Politiker unmöglich gemacht hat. Ueber die unmittelbaren Gründe des Ausschlusses soll demnächst eine offizielle Erklä-

rung der Fraktion erfolgen. Die „Deutsche Wacht“ nennt die Beweise gegen Ahlwardt geradezu vernichtend.

— Für den Ausschluß Ahlwardts war nach der „Tägl. Rundschau“ maßgebend „das eigentümliche, mit der Wahrheit im schroffen Widerspruche stehende Verhalten des A., der es fertig brachte, in Bayern Reden zu halten, die mit den Grundsätzen der deutsch-sozialen Reformpartei unvereinbar sind, diese Reden sodann vor der Fraktion verleugnete und auch eine entsprechende, genau gefaßte Erklärung unbedenklich unterschrieb, aber schon am nächsten Tage mit allerhand leeren Ausflüchten abstritt und wirkungs- zu machen suchte.“ — Daß Ahlwardt vorher weit ärgere Sachen gemacht hatte, war aber kein Hindernis für seine Zulassung als Hospitant der Fraktion gewesen. Uebrigens ist es recht schade, daß A. ausgeschlossen worden ist; er hat so schön in die Partei hineingepaßt!

— Dr Böckel verläßt seinen Redaktionskollegen Ahlwardt nicht, sondern erklärte seinen Austritt aus der deutsch-sozialen Reformpartei. „.... Da ich mit reaktionären Bestrebungen keine Gemeinschaft zu haben wünsche, so halte ich es für das beste, schon jetzt aus der Fraktion auszuscheiden. Indem ich Ihnen und den Herren von der Fraktion auf dem betretenden Wege den gebührenden Erfolg wünsche, verbleibe ergebendster Dr. Böckel.“

— Es ist schwer für uns Juden, es allen recht zu machen. Die Firma Wertheim hier in Berlin beteiligte sich an der Illumination aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers, das ist für den „Vorwärts“ (29. Januar) ein Grund, hämisch zu konstatieren, „daß es zum wesentlichen jüdische Geschäfte waren, die einen hellleuchtenden Wetteifer ihrem Kaiser öffentlich zu dokumentieren suchen“. Die „Staatsb. Ztg.“ (28. Januar) ist auch entrüstet, aber weil die Ausschmückung des Geschäftshauses „ganz besonders aufdringlich, also dem jüdischen Charakter entsprechend“ war. Was hätte sie erst gesagt, wenn das Warenhaus ohne Schmuck gewesen wäre!

* **Das Elend der Juden in Galizien.** Es hat lange gedauert, ohne daß die drückende Notlage der Juden in Galizien einer Beachtung wertgefunden worden wäre. Man vernahm wohl hie und da etwas von jenen abgezehrten Jammergestalten, die in den verschiedenen Ortschaften ein schauerliches, jeder Beschreibung spottendes Dasein fristen, allein gethan wurde nichts, diese Not auch nur zum Teile zu lindern. Erst die immer mehr drohende Gefahr eines gänzlichen Ruins von ungefähr einer halben Million Menschen hat die maßgebenden Persönlichkeiten aus ihrem Schlafe geweckt und sie an ihre Pflicht gemahnt, sich aufzuraffen, um dem so nahen Uebel zu steuern. Nach mehreren während der letzten Reichsrats- und Lantagssession abgehaltenen Konferenzen sind, wie die Wiener „Neuzeit“ meldet, die galizischen Abgeordneten jüdischen Bekenntnisses, außerdem andere jüdische Notabilitäten zu einem Hilfskomitee zusammengetreten, das sich am 24. Januar konstituiert hat. Zum Präses des Komitees wurde Dr. v. Rapaport, zu dessen Stellvertreter Dr. Byk und zum Kassierer Dr. Goldmann gewählt. Das Komitee stellt sich zur Aufgabe, der Armut der jüdischen Bevölkerung in Galizien entgegenzuarbeiten. Es wird sich vor allem über die materiellen Verhälnisse der Israeliten in den einzelnen Städten Galiziens informieren, der jüdischen Bevölkerung Arbeit verschaffen, und sie auf neue Erwerbsquellen verweisen, ferner dafür Sorge tragen, daß der jüdischen Jugend die praktische Ausbildung im Handwerke und in der Landwirtschaft ermöglicht werde, endlich, wo es unmöglich ist, materielle Hilfe leisten. Es wurden bereits an viele Persönlichkeiten des Landes Questionnaire versendet, mit der Bitte, dem Komitee die nötigen Informationen und Ratschläge zu erteilen. Vorläufig hat das Hilfskomitee beschlossen, Maßregeln zur Hebung der Tallisweber in Kolomea, die sich einst in so blühendem Zustande befand, heute aber verfallen ist, zu ergreifen. Zu diesem Behufe werden dortselbst mehrere Webewerstätten errichtet und einem erfahrenen Fachmanne die Leitung derselben übertragen werden.

* **Die russischen Juden.** Die sogenannte Fleisch- und Kerzensteuer, mit welcher die Juden in Rußland belegt sind, die seit der Regierung Nikolaus I. hier besteht und unter dem Regime des zweiten Nikolaus aufgehoben werden soll, bildet seit jeher den Gegenstand bitterster Klagen, denn von dieser Besteuerung wurden hauptsächlich die armen Juden hart betroffen. Die Versuche, die speziellen Besteuerungen aufzuheben, welche unter Alexander II. unternommen worden waren, scheiterten an der Opposition der Ministerien des Innern und der Volksaufklärung, welche die Ansicht vertraten, daß die im Reiche bestehenden Elementarschulen für Juden nicht vom Staatsschatze, sondern durch eine spezielle Judensteuer erhalten werden müssen. Nun werden nach Aufhebung dieser Steuer die jüdischen Elementarschulen vom Staate erhalten werden, was einer Gleichstellung der jüdischen Volksbildung mit jener der othodoxen Russen gleichkäme. — Andererseits soll die Regierung, wie der Grashdanin meldet, den früher bestandenen Plan, die im Reiche bestehenden jüdischen Ackerbau-Kolonien ihrer Autonomie zu berauben, definitiv fallen gelassen haben. Dadurch ist die Bitte der jüdischen Kolonisten um Belassung ihrer Selbstverwaltung erfüllt worden, was für das Vertrauen der Regierung zu den jüdischen Kolonisten deutlich spricht. — In der Auswanderung der Juden aus Rußland, die übrigens schon in beiden letzten Jahren sehr abgenommen hatte, ist in den letzten Wochen eine weitere bemerkenswerte Abnahme eingetreten. Während früher den Zentralauswandererbahnhof in Ruhleben täglich Hunderte von Vertriebenen aus Rußland passierten, treffen dort höchstens 10 bis 20 Personen von dem Zarenreiche täglich ein, um über Hamburg oder Bremen weiter zu reisen. Dies Nachlassen der Auswanderungslust in Rußland wird auf die erhoffte Besserung der Zustände seit dem Regierungsantritt des jungen Zaren zurückgeführt.

— Etwa 30 jüdische Emigranten, die vor ungefähr zwei Jahren nach Amerika geflüchtet waren, langten am 27. v. M. auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin an. Sie behaupteten, drüben um den Rest ihrer Habe während der verhältnismäßig kurzen Zeit gekommen zu sein und sich einer Existenzlosigkeit gegenüber gesehen zu haben, daß sie sich zurücksehnten nach dem Zarenreiche. Der Regierungsantritt des neuen Zaren, seine Proklamation habe sie, die eigentlich noch garnicht ausgewiesen gewesen, diesen Wunsch zum Entschluß und letzteren zur Ausführung reifen gelassen. Eine johlende Straßenmenge verfolgte die in drei Droschken zusammengepferchten Frauen und Kinder, die mit dem Gepäck davonfuhren, um jedenfalls für ein Domizil zu sorgen, während die Männer zu Fuß folgten. — Herr Kollegienrat Dr. med. Arie in Odessa ist „wegen hervorragender Leistungen im Dienste der Humanität“ als erblicher Ehrenbürger in den Adelstand erhoben worden.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Am 30. Januar d. J. hielt der „Talmud-Verein" seine jährliche Generalversammlung im Vereinslokale Oranienburger-Straße 64 ab. Der Vorsitzende Herr Wilh. Goldschmidt eröffnet die Sitzung abends 7¾ Uhr und erstattet den Verwaltungsbericht. Demselben entnehmen wir u. a.: Die Uebersiedlung ins neue Lokal Oranienburger-Straße 64, die Einweihung desselben, den Zuwachs von 24 Mitgliedern, darunter 8 infolge des neuen Lokals, 6 immerwährende Mitglieder mit dem Beitrage von 1700 Mk. Dagegen beklagt der Verein das Hinscheiden des langjährigen Lehrers Dr. Deutschländer, — welchem er eine Gedächtnisfeier veranstaltet hat, — und noch zweier anderer Mitglieder, gegen welche, wie immer, die Liebespflichten erfüllt werden. An Stelle des Dr. Deutschländer ist Herr Rabbiner Hörter einstimmig gewählt und fungiert bereits. Einem Vostandsmitgliede drückte der Vorsitzende Anerkennung für seine Thätigkeit aus. Zum Kassenbericht, der bereits gedruckt in Händen der Mitglieder sich befindet, bemerkt Herr Prager, daß die Revisoren jeden Posten und die Belege sorgfältigst geprüft und alles korrekt und ordnungsmäßig befunden haben, worauf Decharge erteilt wird. Sodann verliest der Vorsitzende den schriftlichen Bericht des erkrankten Lektors des Vereins Herrn Dr. Hoffmann, aus welchem hervorgeht, daß derselbe wöchentlich 8 Stunden Vorträge hält, und im abgelaufenen Jahre 120 Blatt aus dem Trakt. Kotub. und Job. mit Raschi und Tossophot, ferner Mischna, Mag. Abr. und Or. Chajim, Pent., mit Raschi und Rambam, Pirke Abot, Kusari ꝛc. vor zahlreichem Auditorium vorgetragen hat. Keinesfalls war der Besuch schwächer als im alten Lokale. Namens der Unterrichtskommission zollt Herr Prager dem Herrn Dr. Hoffmann vollste Anerkennung und berichtet, daß der Knabenunterricht volle Befriedigung gewähre. (Die unliebsamen Vorgänge übergeht er.) Herr Hörter begann den Unterricht Mitte November 1894 mit 4 Schülern, nachdem am vorhergehenden Unterrichtstage noch 22 Schüler teilnahmen. Heute werden in 3 Klassen 28 Schüler unterrichtet: I. Klasse 5 Talmud, II. Klasse 6 Mischnojot mit Barterora, III. Klasse 17 Mischnojot. Die Schüler lernen eifrig und zeigen genügendes Verständnis. — Unter Leitung des Herrn Schreiber wird alljährlich der ganze Talmud von mehreren Gelehrten je ein Traktat gelernt und beendet. Die letzte Sijum-Feier war erhebend. Er bittet alle um Förderung dieses hehren Zieles. Herr Engel wünscht Aufklärung über die unliebsamen Vorgänge. Hierauf berichtet der Präsident etwa folgendes: Der selige Dr. Deutschländer hatte zwei Vertreter gestellt, welche im letzten Quartal vom Vereine bezahlt wurden. An einem Unterrichtstage meldeten beide brieflich, daß sie am Nachmittag sowie überhaupt den Unterricht nicht mehr erteilen werden, die Schüler vielmehr in denselben Lehrgegenständen und in denselben Stunden in der Religionsschule Adas Jisroel zu unterrichten übernommen hätten. Die Schüler wurden unter unwahren Angaben nach der Adas Jisroel-Schule bestellt. Das etwa vor sechs Wochen erhaltene Honorar sandten sie an Herrn Löwenberg zurück. Es gelang indes noch, Herrn Rabbiner Hörter für diesen Tag zum Unterricht zu gewinnen, welcher mit 4 Knaben begann. Nun erhob sich Herr Altmann mit der Bemerkung, daß diese Darstellung gefärbt sei, aber er wolle darüber nicht sprechen und bittet, das Thema zu verlassen. Die Herren Loewenberg, Chaim, Goldschmidt und Prager belehrten ihn, daß die Darstellung streng sachlich war, und viele Einzelheiten, die Aerger und Aufregung verursachten, unerwähnt blieben. Herr N. mißbilligt die Form in welcher der Streich der Lehrer ausgeführt wurde, das Verfahren selbst hält er für gerechtfertigt. Nun beantragt Herr Engel die Namen der Lehrer vorzumerken. Dies geschieht ohne Widerspruch. — Die eingegangenen Anträge betreffend das Lokal befürworten M. Saul und Itzkowsky und wünschen von dem bevorstehenden Kündigungsrecht Gebrauch zu machen, weil sie es der Lage wegen nicht geeignet halten und nennen manche Mängel. Von Prager wurde auf die Unrichtigkeit ihrer Angaben und den pekuniären Erfolg sowie auf die unparteiischen Behauptungen des Herrn Dr. Hoffmann und den Zuwachs von Mitgliedern hingewiesen. Herr Wedell widerlegte durch Anführungen von Thatsachen die Bemänglungen des Herrn Engel. Zum Staunen aller erklärt Herr Dr. Rawitzky, er habe heute Herrn Dr. Hoffmann ärztlich besucht und dieser beauftragte ihn seine schriftliche Mitteilung hinsichtlich des Lokals und regen Besuches zu ergänzen; nachdem er aber Itzkowskis Darlegung gehört, führe er seinen Auftrag nicht aus. Schlußantrag wird angenommen, die noch eingeschriebenen Redner kommen nicht mehr zum Wort. Es wird beschlossen daß aus der Mitte der täglichen Besucher eine Kommission von 5 Mitgliedern gewählt werde, welche geeignete Lokale dem Vorstande vorschlagen soll. Schluß der Sitzung 10¼ Uhr. —g—

— Am vorigen Dienstag-Abend hielt, wie schon kurz berichtet, Herr Rabbiner Dr. Weiße in dem Lokale der Gesellschaft der Freunde einen mit großem Beifall aufgenommen Vortrag über das Tema: Hellenismus und Judentum. Der Vortragende ging davon aus, daß zu aller Zeit bei dem Bekennern des Judentums zwei Merkmale besonders charakteristisch hervorgetreten seien, nämlich die Anhänglichkeit an den angestammten Glauben und die Angliederung an die Nationen, mit dem sie in Berührung kommen. Treffend erweise sich dies in der Verbindung des Hellenismus und des Judentums. Der Redner zeigte sodann in seinen Ausführungen die entgegengesetzten Wirkungen des Hellenismus im jüdischen Lande, wo er unter Antiochos Ephiphanes die Verzweiflung des Volkes, dort aber auch sich selbst den Untergang schuf, während er in der Diaspora in Egypten die innigste Verschmelzung des Judentums mit dem Griechentum und damit die Verbreitung der jüdischen Lehre über die ganze Erde bereitete. Der Oniastempel, die Entstehung der Saptuaginta, sowie die vorzüglichsten Träger der Litteratur dieser griechisch-jüdischen Epoche, namentlich Philo fanden ihre volle Würdigung. Der letztere, der in seinen Werken die griechische Philosophie und die Lehre der Bibel zu verbinden suchte, wurde den Zuhörern in das hellste Licht gerückt, wie auch die Einwirkungen seines Geistes auf die Geschichte der damaligen Zeit erörtert wurden. Besonders interessant war der Nachweis, daß auch die heutige Predigt beim Gottesdienste ihre Entstehung dieser Periode verdankt. Die Einwirkungen der griechischen Philosophie auf die Fassung des neuen Testaments sind bekannt, daher hier wohl nicht besonders hervorzuheben. J. M.

— Ein Millionenprozeß. Gegen den Kurator der Felix Berthold Mendelssohnschen Stiftung, gegen den hie-

sigen Bankier Rob. Mendelssohn ist ein Prozeß auf die Zinsen aus diesem 1 800 000 Mark betragenden Legat von dem Advokaten Dr. Aug. Bein in Budapest angestrengt worden. Der zu Grunde liegende Sachverhalt ist folgender: Vor ca. zwei Jahren machte ein in Budapest in kümmerlichen Verhältnissen lebender Hausierer namens Maier Hirsch Mendelssohn die Entdeckung, daß er ein Enkel des Gründers oben genannter Stiftung sei. Er zog daher mit seiner Tochter nach Deutschland, um seine Ansprüche geltend zu machen, wurde jedoch bis auf weiteres wegen genauerer Prüfung u. s. w. abgewiesen. Die Zinsen entfielen seit Jahrzehnten, da von Verwandten ein Anspruch nicht erhoben worden war, auf mehrere jüdische Gemeinden in Deutschland. Als die letzteren von dem Auftauchen des Enkels in Kenntnis gesetzt wurden, suchten sie dessen Ansprüche zu hintertreiben. Ihren gemeinsamen Bemühungen gelang es, die Tochter zu veranlassen, eine Erklärung an das Kuratorium der Stiftung gelangen zu lassen, in welchem sie bekundet, daß ihr Vater am 9. November v. J. in Frankfurt a. M. gestorben sei. Sie hat für diese Erklärung eine größere Summe Geldes erhalten und ist bald darauf verschwunden. Der Hausierer aber hat nunmehr den Advokaten Dr. Bein mit seiner Sache betraut, und da letztere sich aus den Dokumenten von der Richtigkeit der Angaben überzeugt hat, strengte er nicht nur gegen den Kurator, sondern auch gegen die interessierten jüd. Gemeinden den Prozeß an. Der Prozeß verspricht interessant zu werden, umsomehr, als Dr. Bein zu den tüchtigsten Advokaten der ungarischen Hauptstadt gerechnet wird. — So zu lesen in gegnerischen Blättern.

— In Sachen des **Lehrerbundes** erfahren wir, daß die Vorarbeiten des Gemeindebundes nunmehr beendet sind und daß der Entwurf der Statuten resp. des Organisationsplans in den nächsten Tagen an sämtliche Vorstände und Mitglieder der Provinzialverbände zur Versendung gelangen wird. Da man eine große Zahl von Amendements, Verbesserungs- und Aenderungsvorschlägen seitens der Beteiligten erwartet, die sämtlich geprüft und thunlichst berücksichtigt werden sollen, so dürfte die Einladung der Delegierten zur konstituierenden Versammlung erst für die Pfingstferien zu erwarten sein. Es wäre darum wünschenswert, daß heuer die Lehrerversammlungen erst nach der Delegiertenversammlung abgehalten würden, damit die Delegierten über das Resultat ihrer Beratungen in den ordentlichen Versammlungen Bericht erstatten könnten. Wir sind selbstverständlich bereit, dieser nicht unwichtigen Frage die Spalten unseres Blattes zu öffnen.

* **Aus den Litteratur-Vereinen.** In Hamburg sprach Herr Dr. Karpeles über „Glaubenstreue und Glaubenswechsel“. Einleitend bemerkte der Redner, daß bei der Frage des Glaubenswechsels die historische, die statistische und die ethisch-psychologische Seite zu betrachten sei. Wahrhaft gebildete Menschen würden niemals die Religion anderer verspotten und angreifen. Die bedeutendsten jüdischen Gesetzeslehrer des Mittelalters Jehuda ha Levi und Maimonides hätten anerkannt, daß das Christentum einen Fortschritt der Kultur bedeutet und viele Segnungen der Kultur gebracht habe. Von jeder Religion gelte noch heute das Wort Gottes an Mose: „Ziehe Deine Schuhe aus, denn hier ist ein Heiligtum“ (2. Bch. M. 3,5). Die Taufe sei jüdischen Ursprungs. Die im alten Testament vorgeschriebenen Reinigungsbäder seien mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet worden. Aus dem Kreise der Essäer sei auch Johannes der Täufer hervorgegangen, der in ein weißwallendes Gewand gehüllt, auf den Straßen Jerusalems predigte, daß, wenn das ganze Volk sich in dem Wasser des Jordan bade, der von den Propheten verheißene Messias erscheinen werde. Von dem Augenblick an, wo die christliche Kirche sich als die allein seligmachende betrachtete, habe sie die Andersgläubigen verfolgen müssen. Aus diesem Gesichtspunkt ließen sich die fast zweitausendjährigen blutigen Judenverfolgungen erklären. Das Christentum habe schon früh viele Juden zu sich hinübergezogen; bereits im 3. Jahrhundert nach Chr. finden wir einen jüdischen Bischof in Metz, zugleich die erste geschichtliche Nachricht von dem Auftreten der Juden in Deutschland. Ein beliebtes Bekehrungsmittel der Juden seien im Mittelalter die sogenannten Religionsdisputationen gewesen; es sei das Zeugnis über eine solche erhalten, die von Benedict IV. geleitet wurde. In Spanien zur Zeit Isabella's und Ferdinand's des Katholischen hätten sich viele Juden taufen lassen, aber sie hätten dadurch doch nicht den Schutz des neuen Glaubens erlangt, denn eine von irgend einer Seite eingelaufene Denunziation habe genügt, um sie vor die Schranken der Inquisition zu bringen als Abtrünnige. Die Inquisition bezeichne eine der dunkelsten Blätter in der Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes. Aus der neueren Zeit erwähnte Redner besonders den Uebertritt Rahel's, der Gemahlin Varnhagen's, und den Heine's. Rahel Veit, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, habe die geschichtliche Vergangenheit des Judentums nicht gekannt, und Heine habe die Taufe als ein Entréebillet für die europäische Kultur betrachtet. Heute sei es anders geworden. Die Kultur werde nicht nur von der herrschenden, sondern auch von der unterdrückten Religion gefördert, und gemeinsam arbeiteten alle am Fortschritt der Menschheit. — In Frankfurt a. M. sprach Provinzial-Rabbiner Dr. Munk aus Marburg über „die Fabel bei den Juden“. Ob der Ursprung der Fabel bei Indern, Griechen oder Semiten zu suchen sei, ist noch zweifelhaft. Der Name des Aesop, des griechischen Sklaven und Fabelerfinders, ließe sich auf hebräischen Ursprung zurückführen. Jedenfalls aber haben die Juden an der Fabeldichtung der Kulturvölker einen hervorragenden Anteil, und der unverhältnismäßig größte Prozentsatz aller in der europäischen Litteratur umlaufenden Fabeln ist durch jüdische Vermittlung ins Abendland gekommen. Der Referent ging von den ältesten Fabeln der Bibel, Pflanzenfabeln im Buche der Richter und im Buche der Könige, aus, verfolgte sodann die Geschichte der Fabel im Talmud und Midrasch und gab interessante Beispiele. Da begegnen uns die Zeder auf dem Libanon, der Dornstrauch, der Weinstock, der Fuchs und der Wolf, der von Reinecke geprellt wird, der Löwe, dem ein Knochen im Halse stecken bleibt, und der den Retter aus dieser Not für hinreichend durch den Ruhm belohnt erachtet, im Rachen des Löwen gewesen und doch nicht gefressen worden zu sein. Es begegnet uns ferner der thörichte Rabe, der allerdings nicht den Käse beim Singen aus dem Schnabel fallen läßt, wohl aber beim Fund eines Aases durch sein Freudengeschrei den Adler herbeilockt und von diesem um seinen Fraß gebracht wird. Auch ein Pendant zu der römischen Fabel des Menenius Agrippa vom Magen und den Gliedern findet sich in der jüdischen Litteratur, wo es die Zunge ist, die mit den Gliedern um den Vorrang streitet und dabei auch ge-

winnt, insofern Zungengewandtheit oft über Leben und Tod entscheidet.

*t Der jüngste Bericht über den „Verein zur Förderung und Unterstützung des Schulwesens und des Handwerks unter den Israeliten des **Crefelder** Rabbinats-Sprengels" führt als Leistungen des Vereins folgendes auf: Es sind im verflossenen Jahre 18 Lehrlinge der verschiedensten Handwerker durch Lehrgeld, Kleidungsstücke oder Entschädigung der Eltern für Kost und Logis unterstützt worden. Auch erhielten einzelne Meister zinsfreies Darlehen, um sich selbständig machen zu können. So erfreulich die Leistungen des Vereins sind, so bedauert der Bericht, *daß die materiellen Hilfsmittel vieles zu wünschen übrig lassen*; er schließt daher mit einem warmen Aufruf an die Glaubensgenossen, durch feste und freiwillige Beiträge die Zwecke des Vereins zu unterstützen und hierdurch mitzuarbeiten an dem Werke der Wohltätigkeit nicht nur für die einzelnen Bedürftigen, sondern für die Gesamtheit.

* Die Stadtverordneten-Versammlung in **Inowrazlaw** beschäftigte sich am 1. d. M. mit der Frage der Gründung eines städtischen Waisenhauses. Herr St.-V. *Levy* rät jedoch vorläufig von diesem Plane ab, da kürzlich eine Stiftung von 400 000 bis 460 000 Mark zur Gründung eines *jüdischen Waisenhauses* gemacht worden sei. Da die Gemeinde jedoch so viele jüdische Waisen gar nicht hat, um eine solch große Stiftung zu nutzen, so werden sich die Kuratoren derselben bereit finden, auch *Andersgläubige* aufzunehmen. Wenn dies der Fall wäre, würde ein besonderes städtisches Waisenhaus überflüssig sein.

* **Ueber Prophetismus** sprach neulich Rabb. Dr. Neumann in Gr. Kanißa. Nach philologischer Erörterung des Wortes „Nabi" (Prophet) durch treffend angezogene verwandte Wortstämme aus dem Assyrischen und Arabischen, hob Redner den Unterschied zwischen heidnischen Wahrsagern und biblischen Propheten hervor und schilderte die Geschichtsperioden jener Zeit, bestätigt durch die Ergebnisse der neuen Entdeckungen keilschriftlicher Dokumente. Den *National*göttern der Nachbarvölker Palästinas gegenüber verkündeten jene begeisterten Seher einen *Weltengott*, Schöpfer des Lichtes und der Finsternis, der alles regiert und alles beherrscht; die blutigen Opfer verpönend, jeden After-Gottesdienst verwerfend, predigten sie schon in jener grauen Vorzeit den wahren, heute noch angestrebten Humanismus und förderten mit ihrem zündenden Worte Wahrheit, Völkerfreiheit und Menschenrecht.

* **Aus der Provinz Hannover** wird der „A. Z. d. J." geschrieben: Die Religionsschulen und die an ihnen angestellten Lehrer in unserer Provinz sind nach der noch heute giltigen hannoverschen Gesetzgebung gleich den Volksschulen und den Volksschullehrern der Aufsicht der Königl. Regierung unterstellt. Es mußte daher überraschen, daß in einer Verfügung vom 15. September v. J. auf das Gesuch des Lehrers G. in Geestemünde, der zwecks des Besuches einer Universität um einen dreijährigen Urlaub nachsuchte, die Königl. Regierung in Stade diese Ansicht nicht teilte und dem Landrabbiner auf seinen Bericht erwiderte, daß die jüdische Schule zu Geestemünde keine öffentliche Volksschule, sondern nur eine Religionsschule der Synagogen-Gemeinde Lehe-Geestemünde sei und deshalb der Lehrer G. eines Urlaubs ihrerseits nicht bedürfe. Der Landrabbiner wurde dagegen, unter Berufung auf die Schulordnung für jüdische Schulen vom 5. Februar 1854 und in Hinweis auf die prinzipielle Bedeutung der Entscheidung für die gesetzliche Stellung der jüdischen Religionsschule vorstellig, und erfreulicher Weise hat die Königl. Regierung in Stade sich seinen Anschauungen *angeschlossen*. In einem Schreiben vom 2. Januar 1895 an den Landrabbiner erklärt sie: „Wir sind mit den Ausführungen Ihrer Vorstellung von 18. Dezember 1894 einverstanden und haben durch die Verfügung vom 14. September 1894 nicht beabsichtigt, die nach dem Gesetze über die Rechtsverhältnisse der Juden vom 30. September 1842 und nach der Schulordnung für die jüdischen Schulen vom 5. Februar 1854 der Regierung zustehende Oberaufsicht über die jüdischen Religionsschulen aufzugeben. Die Begründung der angezogenen Verfügung mit der Bemerkung, daß die jüdische Schule zu Geestemünde keine öffentliche Volksschule, sondern nur eine Religionsschule der Synagogen-Gemeinde Lehe-Geestemünde sei, ist allerdings nicht zutreffend". Diese Mitteilung wird in den betreffenden Lehrerkreisen gewiß freudig aufgenommen und das Bemühen des Herrn Landrabbiners Dr. Gronemann, die Rechte der Lehrer und ihre gesetzliche Stellung zu schützen, voll und ganz anerkannt werden.

* **Aus dem Leben Jellineks** weiß ein Herr *Rudolf Kraus* folgende Episode mitzuteilen: Es mag ein Dezennium bereits vergangen sein, da konnte man an einem Freitag früh in den Zeitungen ein fettgedrucktes Telegramm aus Madrid lesen, welches beiläufig folgenden Wortlaut hatte: „Den Juden ist es erlaubt, sich in ganz Spanien ansässig zu machen und sie sind seitens der Behörden des vollsten Schutzes und der unparteiischesten Gleichberechtigung versichert". Es läßt sich denken, welchen erfreulichen Eindruck dieses Telegramm auf alle Juden ausübte. Samstag, beim Einheben der Thorarolle, hielt Dr. Adolf Jellinek eine Ansprache, in welcher er vor offener Bundeslade in seiner wunderbaren Redeweise die Geschichte der spanischen Juden erzählte und die neueste Erlösungsbotschaft meldete, die so herzerquickend wirkte auf alle, die die Freiheit wirklich als das höchste Gut der Menschheit schätzen. Er segnete das gekrönte Haupt des Monarchen, König Alfonso XII. und das ganze Herrscherhaus, besonders die Königin Christine, die eine österreichische Prinzessin ist. Die Rede erweckte einen Sturm von Begeisterung unter allen Anwesenden. Dies gab dem Tempelinspektor Herrn Jaques Schnitzler Anlaß, nach beendetem Gottesdienst aufs Telegraphenamt zu gehen und dort folgendes Telegramm abzusenden: „An Se. Majestät den König Alfonso XII. von Spanien. Ew. Majestät. Heute hat der Prediger der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, Herr Dr. Adolf Jellinek, im Stadttempel bei geöffneter Bundeslade den Segen des Himmels auf das gekrönte Haupt Ew. Majestät herabgefleht, als den tiefgefühlten Dank für die hohe Gnade, die Ew. Majestät unseren Glaubensgenossen durch die Gestattung der freien Rückkehr in ihre Lande und der vollsten Gleichberechtigung mit den anderen Konfessionen gewährt haben. Gleichzeitig segnete der Prediger höchst deren Frau Gemahlin, als geborene österreichische Erzherzogin und betete für das Gedeihen und Blühen des Reiches". — Es war Montag darauf, als vor dem Thore des Gemeindehauses eine Galakarosse vorfuhr und derselben entstieg der spanische Botschafter in vollster Parade. Er kam zu Dr. Jellinek, um im Auftrage seines Souveräns den Dank auszusprechen für die Predigt und für

die Segenswünsche, die Dr. Jellinek im Tempel gesprochen hatte. Beinahe eine halbe Stunde unterhielt sich der Gesandte mit dem Seelsorger und es freute ihn diese Konversation umsomehr, da er mit Dr. Jellinek spanisch reden konnte. — Es ist selbstverständlich, daß Dr. Jellinek ob dieses hohen Besuches recht erfreut war und er dankte herzlich dem Herrn Schnitzler.

* **Hier und dort.** Die Rechtsanwälte DDr. Basch und Heymann in Berlin sind zu Justizräten, die Privatdozenten DDr. Leopold Landau und Immanuel Munk zu Professoren ernannt worden. — Als Nachfolger des eidesfesten Abgeordneten a. D. Hans Thomas Leuß ist von den Antisemiten ein Herr Iskraut, der von Eingeweihten als der Nachf. Leuß würdig bezeichnet wird, designiert worden. Um die Kosten der Propaganda im Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden zu decken, geht jetzt der Klingelbeutel um. Eine Mark war bis Sonntag bereits gesammelt worden. — Neulich wurde der jüdischen Dienstmagd Therese Landau im Dienste bei Hrn. E. Hoffmann in Walbeck eine seltene Ueberraschung zu teil. Der Amtmann überreichte ihr im Beisein ihrer Herrschaft, für eine 42jährige, treue Dienstzeit ein Geschenk der Kaiserin. Das Geschenk besteht in einer goldenen Brosche mit der Aufschrift „Für treu geleistete Dienste", darüber die königliche Krone. — Die Strafkammer in Altona verurteilte den bekannten Radauantisemiten, Versicherungsdirektor Carl Wolff wegen zahlreicher Kautionsschwindeleien zu vier Jahren Zuchthaus. — In Wien herrscht große Aufregung wegen des flegelhaften Benehmens der Antisemiten in der kommunalen und der Volksvertretung. Es zirkuliert ein Aufruf an die Bürger, der die Wahl solcher Männer für die Zukunft verhindern möchte. — Ein Wunderkind, der kleine Geiger „Bronislaw" . . . . aus Polen hat die Wiener in Entzücken versetzt. Der Junge soll etwas sein, was „noch nie dagewesen ist". — Am 8. Jan. hat die „Gesellschaft zur Beförderung von Aufklärung unter den russischen Juden" die Generalversammlung abgehalten. Auf Antrag des korrespondierenden Mitgliedes und Schriftstellers Dr. Salomon Skomarowsky aus Shitomir (Wollynien) wurde der gefeierte hebräische Dichter A. B. Gottlober anläßlich seines 85jährigen Geburtsfestes am 18. Tebet zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt. Auf Vorschlag des Antragstellers hat die Gesellschaft an den Jubilar ein warmes Gratulationstelegramm abgesendet. — Der zu Ende des vorigen Jahres in San Francisko verstorbene „Bonanza-König" Senator James G. Fair hat 50 000 Dollar den katholischen, ebenso viel den evangelischen und 25 000 Doll. den jüdischen Waisenhäusern seiner Vaterstadt vermacht. Die sich mehrenden Zuwendungen von Christen an jüdische Institute beweisen, daß trotz mancher Vorurteile und Feindseligkeiten das Verhältnis der verschiedenen Konfessionen sich in Amerika freundlicher gestaltet. — Die jüdische Journalistik in Amerika zeitigt merkwürdige Früchte. So passiert dem „Hebrew Observer" von Cleveland neulich folgender Satz: „Es ist das Kennzeichen einer wirklich geheiligten Seele, daß sie die Gabe besitzt, mitten in dem Gedränge irdischer Dinge zu rasten und sich im Gebete dem Herzen Jesu zu nähern". Die „Jewish Review", die in derselben Stadt erscheint, macht sich mit Recht darüber lustig, aber doch leistet dasselbe Blatt einen Schnitzer, der nicht viel besser ist. Der Bürgermeister von Cleveland hat sich gegen die dortige „Good Citizens' League" ausgesprochen weil diese die Lehren Jesu als das leitende Prinzip in der Erfüllung der Bürgerpflichten aufgestellt hat. Während nun der Mayor darin eine Beleidigung der Juden sieht, verteidigt es der Redakteur, weil die Lehren Jesu, wenn befolgt, die Menschheit glücklich machen würden.

Lose Blätter.

* **Eine schlaue Antwort.** Während eines strengen Winters vor einigen Jahren fanden einige Leute aus Reußen (in Ungarn) in der Nähe des Dorfes einen erfrorenen Mann. Der Pfarrer, ein leutseliger Mann, ließ den Erfrorenen auf dem evangelischen Friedhofe begraben. Nach einiger Zeit stellte es sich heraus, daß der Begrabene ein Jude war. Nun äußerten die Bauern laut ihre Unzufriedenheit darüber, daß ihr Pfarrer einen Juden auf ihrem Friedhofe hatte bestatten lassen. Nach längeren Beratungen drängten die Kirchenväter und Geschworenen dazu, vom Pfarrer die Entfernung des Juden vom Friedhof zu verlangen; diese kamen zum Pfarrer und der älteste Kirchenvater sprach: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, die Gemeinde möchte recht schön bitten, den erfrorenen Juden in unserem Friedhofe auszugraben, denn er glaubt ja nicht an das Evangelium und an die Auferstehung", — worauf der Pfarrer erwiderte: „Ihr guten Leute, gerade darum, weil der Jude nicht glaubt an das Evangelium und an die Auferstehung, will ich Euch raten, lasset den Juden zufrieden, denn am jüngsten Tage, wenn der Erzengel Gabriel in die Posaune bläst, stehen wir auf und lassen den Juden auf dem Friedhofe liegen". Die Reußener gaben sich mit dem erhaltenen Rat zufrieden und so wurde diese „Judenfrage" ohne weitere Folgen auf friedlichem Wege gelöst.

* **Die Jugend.** Ehemals war die Jugend die Zeit der Begeisterung, des frischen Enthusiasmus, der raschen Glut für alles Schöne und Edle! . . . Ist sie dies noch? Ungern schmähen wir auf die Gegenwart — denn es ist dies gar zu oft Zeichen des herangenahten Alters . . . Aber sehen wir uns jetzt um, so gewahren wir in der Jugend — den Geist der Selbstsucht, des schnöden Egoismus! Teils sprechen sie ihn geradezu als Prinzip aus — Ideen seien nichts, Leben für Ideen nichts, Opfer für Ideen Thorheit — teils verkünden ihre Handlungen, ihr ganzes Gebahren solche Grundsätze! Zwar ist die innere Natur des Menschen besser als die Art, wie er sich ausspricht — oft nur um groß zu thun, zu imponieren — aber was man oft und mit Nachdruck ausspricht, wird zuletzt zur zweiten Natur. Zwar kehrt der geprüfte und lebenserfahrene Mensch auch von solchen Ansichten zurück, er weiß, daß der Mensch des Egoismus niemals bar wird, daß er aber doch nur von Ideen lebt, und wo das Leben der Idee ledig und beraubt ist, nur ein leeres, ödes Nichts übrig bleibt — — Aber wo bleibt unterdeß die Frische der Jugend, wenn sie von solcher altklugen Weisheit durchnüchtert ist, wo ihre Thatkraft, ihre Opferwilligkeit, ihre schaffende Kraft? . . . O, machet nur den „Vorteil", den „Nutzen für sich selbst" zu Eurem Gotte — Ihr bereitet Euch selbst dadurch den größten Nachteil und Schaden — denn nur die Flamme edler Begeisterung durchglühet die Kraft des Menschen, daß er Großes schaffe, Tüchtiges leiste — für das ganze Leben, und nur dieses findet hinwiederum Lohn in sich und bei anderen!

Wochen-	Jan. 1895.	Schew. 5655.	Kalender.
Freitag . . .	8	14	(Sabb.=Anf. 5,03)
Sonnabend . .	9	15	בשלח (Sabb. Ausg. 5,48).
Sonntag . . .	10	16	
Montag . . .	11	17	
Dienstag . . .	12	18	
Mittwoch . .	13	19	
Donnerstag . .	14	20	
Freitag . . .	15	21	

Die Stelle des

Rabbiners,

mit der die Stelle des ersten Relig.=Lehrers verbunden, zu besetz. Geh. M. 2400. Für Erteilg. des Relig.=Unterr. am Gymnasium sind bisher M. 250 gezahlt.

Der Vorstand der Synag.-Gem. in Preuß.-Stargard.

Wir suchen einen

Lehrer,

der vorbetet und Relig.=Unterricht erteilt. Gehalt 600 bis 700 Mk. Frei Logis und Heizung.

Der Vorstand **Liebmann Aaron,** Bobenhausen II, bei Mücke.

Gesucht per sofort ein

Lehrer, Schochet und Kantor.

Gehalt 300 M. und ca. 250 M. Nebenverd. bei freier Station.

Penas Wolff in Grevenmacher (Luxemburg).

Die Stelle eines

Vorbeters, Schächters und Relig.=Lehrers

ist möglichst sofort zu besetz. Geh. 700 M., freie Wohn. und Nebeneinkünfte.

Sandertleben i. Anhalt.

Der Vorstand.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 8. Februar in allen Synagog. Abends 5¼ Uhr.

Sonnabend, den 9. Februar in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

Predigten Vorm. 9½ Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse, Vorm. 10 Uhr Kaiserstr=Synag. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig.

Jugendgottesdienst Nachm. 4 Uhr: Alte Synag. Hr. Rabb. Dr. Ungerleider.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr. Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr. Synag. Morg. 7½ Uhr. Abends in allen Synag. 4½ Uhr.

Sitzung der Repräsentanten=Versammlung Sonntag, den 10. Februar Vorm. 11 Uhr im Sitzungssaale Oranienburgerstraße 30 II.

Die Gemeinde Wallertheim (Rheinhessen), sucht einen jungen, resp. unverheirat. Lehrer, Vorbeter und Schochet. Gehalt 700 M. Nebenverd. ca. 400 M.

Der Vorstand Martin Isaak.

Infolge Pensionierung des bisherigen Beamten ist die Stelle des

Schächters, 2ten Vorbeters u. Relig.=Lehrers

in unserer Gemeinde pr. 1. Juli d. J. neu zu besetzen.

Bewerb. nehmen wir bis zum 15. März entgegen.

Liegnitz, den 14. Januar 1895.

Der Vorstand der Synag.-Gem. Heinrich Cohn.

Jüdische Kaufleute,

(ehemalige Militairs) welche einem Berliner Militairverein beitreten wollen, werden ersucht, ihre Adressen an S. Kunz, Rochstr. 15 abzugeben, um sie zur nächsten General=Versammlung einladen zu können.

An der „Abraham Joel= und Bertha Sachs'schen Stiftung" ist die Stelle des

Stiftsgelehrten,

mit welcher neben kleinen Zuflüssen ein festes jährl. Gehalt von 1200 Mk. u. freie Wohn. verbunden ist, zu besetz. Bewerb. unt. 50 Jahren, die im Besitze einer Hat. Hor. von konservat. Rabb. sind, streng religiösen Lebenswandel und ihre allgemeine Bildung nachweisen können.

Lissa, in Posen, 25. Jan. 1895.

Das Kuratorium der gen. Stiftung.

S. Bär.

Unsere Reclame-Artikel:

L. Katz & Cie.

Unsere Reclame-Artikel:

Complete
Kücheneinrichtung
in Glas, Porzellan u. Steingut in dem sehr beliebt. Streublumen-Muster, Kochgeschirr, Bestecke, Bürsten, Besen etc. 100 Theile zu dem enorm billigen Preis von 35,50 M.

Ecke König- u. Spandauer-Str., gegenüber dem Rathhause.

Friedrich-Str. No. 204, Ecke Schützenstr.

Unsere Specialität:

Kaffee-Service
8 theil. von 2,75 an.
Echt Porzellan
Ess-Service
30 theilig
von Mk. 7,35 an.

Ia Riebeck'sche Lichte, das Pack. zu 6 u. 8 Stck. nur 45 Pf.
Salon-Kerzen
gedreht m. Gold-Decor. p. Pck. à 3 St. nur 50 Pf.

Marmor-Waschseife
3 Pfund 50 Pfg.
Ia. Oberschaalseife
3 Pfund nur 95 Pf.

Emaillirtes Koch-Geschirr stets besonders preiswerth am Lager.

Wassergläser
5, 8, 10 Pf.
Weingläser
geschliffene Dtz. 3 Mk.

Echt Porzellan
3 Paar Tassen m. Goldband nur 50 Pf.
Speise-Teller, echt, Dtz. 3 Mk.
Speise-Teller, unecht, Dtz. 1 Mk.

Infolge Berufung unseres
ersten Kantors und Religionslehrers
nach Fürth ist diese Stelle zum 1. Mai d. J. **neu zu besetzen.** Musikalisch gebildete, zur Leitung des Gottesdienstes mit Orgel u. Chor befähigte Bewerber wollen uns ihre Meldungen bis 1. März zugehen lassen. Festes Gehalt 2400 Mk.

Der Vorstand
der Synagogen-Gemeinde Liegnitz.
Heinrich Cohn.

Wir suchen sofort einen
Lehrer, Schächter und Vorbeter.
Gehalt 600 Mk. Fixum und Nebeneinnahmen. Bewerber muß aber deutscher Bürger sein.

Der Vorstand.
Friedland i. Ostpr.

Anzeigen.

כשר

Fleisch- und Wurstwaren-Fabrik
von
H. Selow
Brücken-Straße No. 6a
Fernspr.-Amt VII, 1721
empfiehlt Prima **Fleisch- u. Wurstwaren** zu soliden Preisen.
ff. Aufschnitt.
Täglich 2mal frische Würstchen.
Versandt nach Außerhalb gegen Nachnahme oder vorh. Einsendung des Betrages.

G. Herbert, Berlin S.W. 13, Alte Jacobstr. 5. Filiale **Basel,** Kaufhausgasse 7. Aelteste Werkstätten für **Ornate,** für **Rabb., Prediger, Kantoren, Richter** u. **Rechtsanwälte** ꝛc. liefert in allen Preislagen zu soliden u. festen Preisen. Feinste Referenz. Bequeme Theilzahlungen. Fernsprecher-Amt IV 1255.

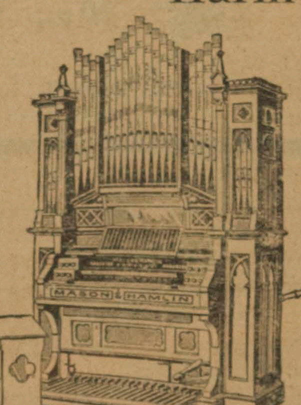
Hebräisches Antiquariat
C. Boas Nachf.
Berlin, Neue Friedrichstr. 69.

Echte Brasil-Cigarre,
weil eigenes Fabrikat, zu dem außerordentlich billig Preise von 5 **Pfg.** Sämtl. teuereren Sorten stets auf Lager. **ff. russische Cigaretten, garantiert echt,** pro 100 von Mk. 1,00—3,50.
Versand nach außerhalb gegen Nachnahme oder vorher. Einsend. des Betrages.

H. Badasch,
Cigarren- und Cigaretten-Fabrik.
Berlin C., Rosenstr. 5–6.

Lehrlings-Gesuch.
Für meine Buchdruckerei suche ich unter annehmbaren Bedingungen einen ordtl. Knaben (Israelit). Eintritt gleich nach Ostern.
Brilon (Westf.)
M. Friedländer.

MASON & HAMLIN
Harmoniums



im Preise von
Mk. 200 — Mk. 6000.
Dieselben kommen durch ihre Fülle und Weichheit des Tones der Orgel am nächsten. Ein Instrument im Preise von ca. 700 Mk. würde den Raum jeder größeren Synagoge ausfüllen.
Kataloge u. Preislisten
gratis u. franko!
durch den Generalvertreter
Paul Köppen
Berlin, Friedrichstr. 235 (Chamisso-Haus).
Den Herren Rabbinern und Lehrern angemessener Rabatt!

כשר **J. GROSS.** כשר
Wiener Restaurant.
74 Oranienburger-Straße 74.
Vom 1. März 1895 ab:
50. Königstraße 50.

Rosenbergs Zahn-Atelier
Münzstr. 16, Hof rechts 2. Etage und Kaiser Wilhelmstr. 19a.

Zähne . .	Mk.	2,—
Plombieren	„	1,—
Nervtöten	„	0,75
Zahnziehen	„	0,75

Ein ehemal. Lehrer beabsichtigt leschem mizwoh — also **unentgeltl.** — als Relig.-Lehrer sich in den Dienst einer unbemittelten Gemeinde zu stellen. Luftkurort bevorzugt.
Reflektierende Gemeinden belieben ihre Adresse unter M. T. 120, an die Exped. d. Ztg. einzusenden.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.